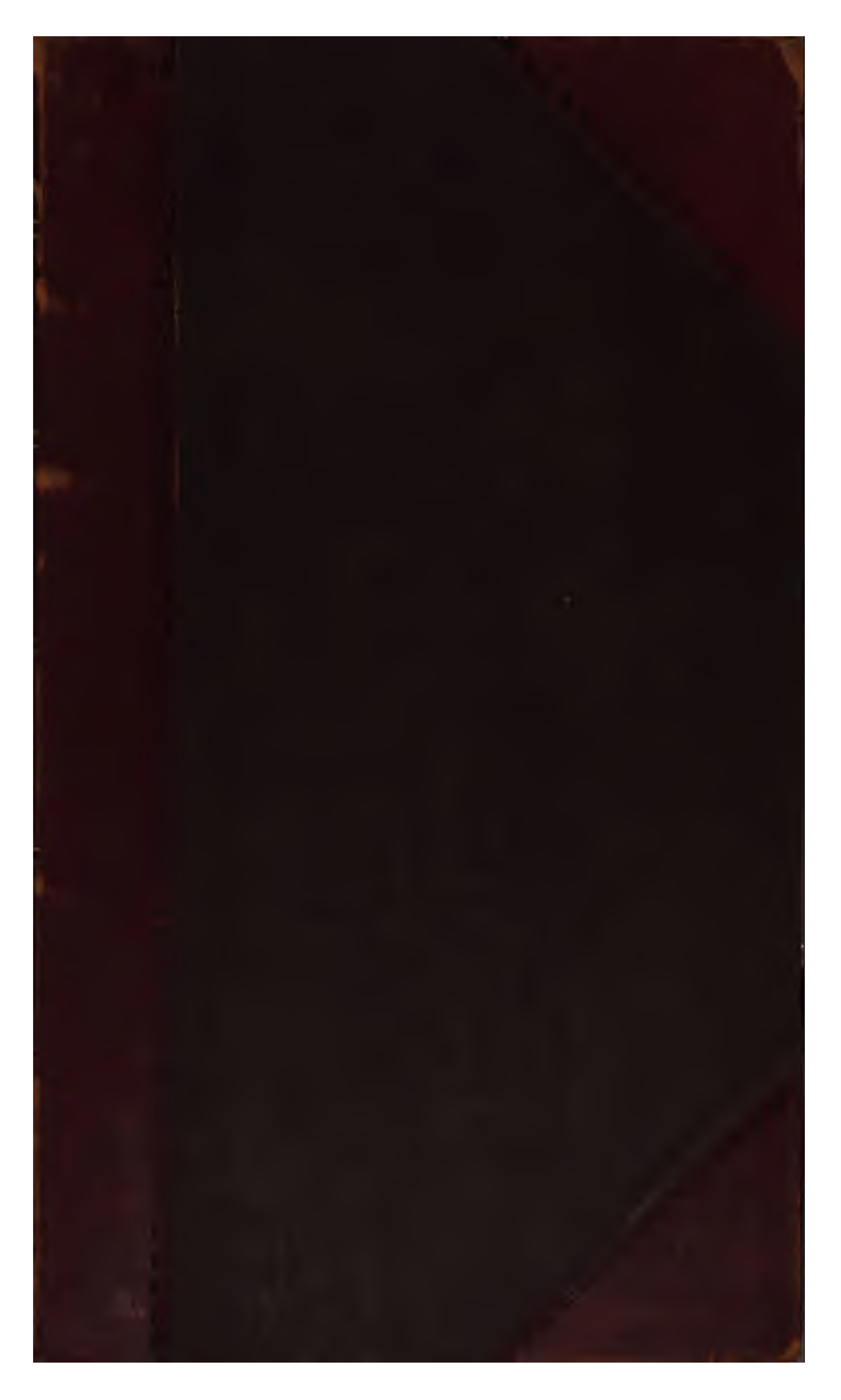
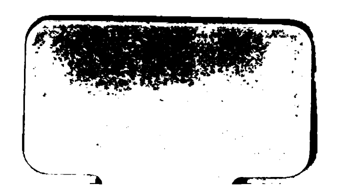






Sprachkarte

von

Deutschland.

Als Versuch entworfen und erläutert

von

Dr. Karl Bernhardi.

Kassel.
Verlag von J. J. Bohné.
1844.



Druck von Döll und Schäffer in Kassel.

Den im October 1843

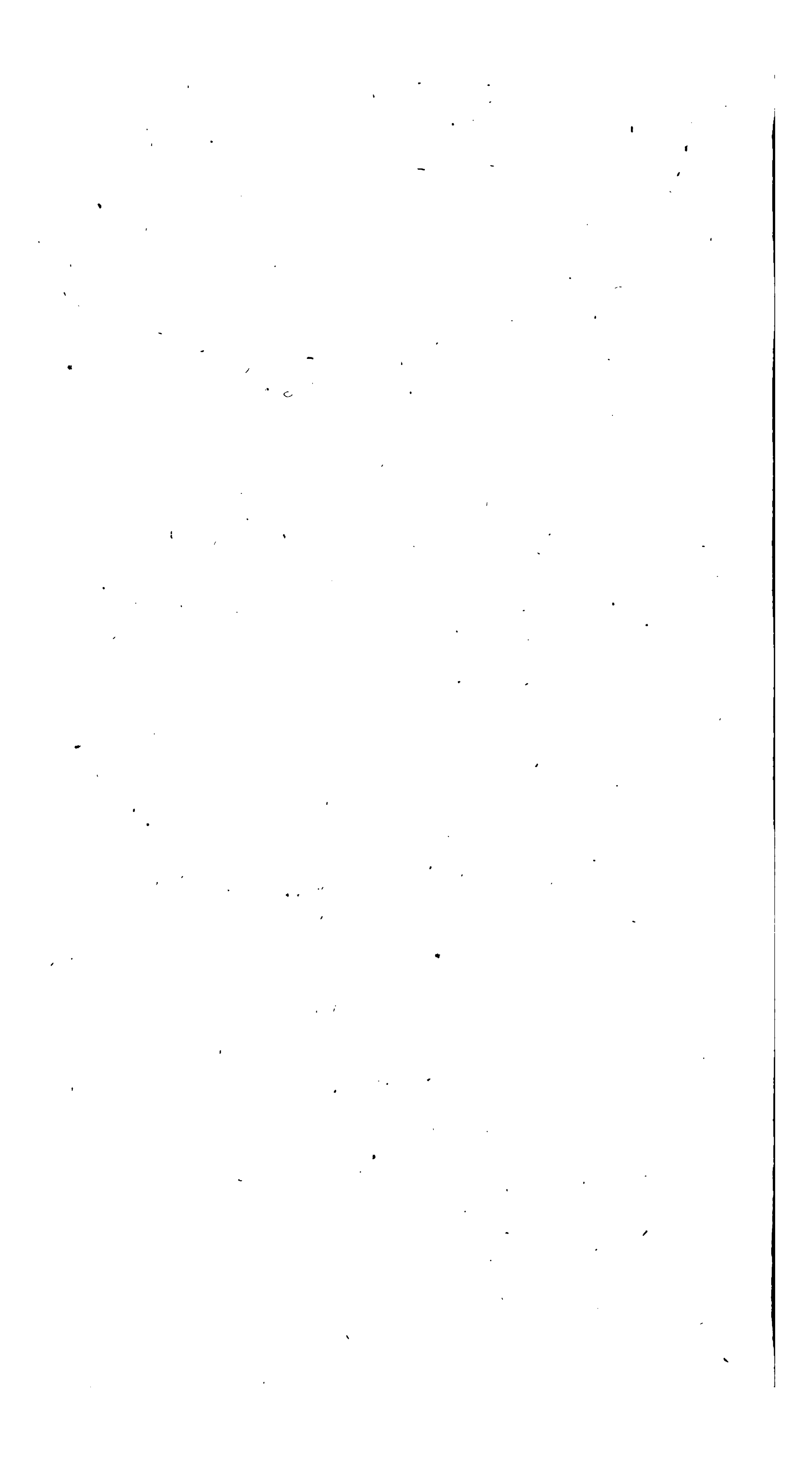
zu Kassel versammelten

Philologen und Schulmännern Deutschlands

zur Prüfung und Förderung

gewidmet

vom Verfasser.



Vorwort.

Bereits vor neun Jahren, bei Gründung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, ward die Entwerfung einer Sprachkarte von ganz Deutschland als eine gemeinschaftliche Aufgabe für sämmtliche deutsche Geschichtsvereine in Anregung gebracht. *) Auch erklärten, unter Vermittelung des Freiherrn von Hormayr, dreizehn dieser Vereine sich im Allgemeinen zur Förderung eines solchen Unternehmens geneigt. Indessen erschien es doch räthlich, erst einen, wenn auch mangelhaften Versuch der Oeffentlichkeit zu übergeben, bevor man zusammentrete, um sich über umfassende Maaßregeln zu einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes zu vereinbaren; denn richtige Grundsätze finden, wenn man ihre Anwendung gesehen hat, um so leichter Anerkennung, und eine falsche Richtung wird um so sicherer vermieden, je mehr der Irrthum zu Tage gekommen ist.

Dieß zur Entschuldigung für den Verfasser, welcher vorerst nur eine, fast fragmentarische, Zusammenstellung fremder und eigener Ermittelungen darzubieten hat; wobei noch bemerkt werden muß, daß er fast ausschließlich den historischen Gesichtspunkt berücksichtigt hat, d. h. die Frage, ob sich aus den gegenwärtigen Sprachverhältnissen der Völker und namentlich aus der Verschiedenheit der Mundarten des deutschen Volkes, soweit dieselben noch heutiges Tages räumlich abgegrenzt bestehen, ein Schluß auf die ursprünglichen Stammverhältnisse ziehen, oder doch mindestens ein Hülfsbeweis für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands gewinnen lasse. Nicht minder wichtig wäre es, den sprachlichen Gesichtspunkt vorwalten zu lassen und zu erforschen, wie weit die ältesten Sprachformen, welche noch hin und wieder im Munde des Volkes sich erhalten haben, im Vergleich mit der viel rascher ich fortbildenden Schriftsprache, in die frühern Jahrhunderte hinaufreichen? Ob und welche Wörter, Formen und Wendungen in der lebenden Sprache sich erhalten haben, während sie in der Schriftsprache ganz verloren gegangen sind? In

*) In der Einladung zur Gründung des genannten Vereins vom 16. Aug. 1834. Vgl. d. Zeitschr. d. V. f. hess. Gesch. u. Ldsk. Bd. I. S. VI. u. VII.

wie fern die mundartlichen Sprachformen einen von der Schriftsprache verschiedenen eigenthümlichen Entwickelungsgang genommen haben? Nach welchen Gesetzen die an den Grenzen sich berührenden, oder bei Auswanderungen sich durchkreuzenden Sprachen und Mundarten auf einander eingewirkt haben und noch einwirken? u. s. w. Der Vf. fühlte sich aber dieser letzteren, zugleich die Geschichte des gesammten deutschen Sprachschatzes umfassenden Aufgabe zu wenig gewachsen, um einen solchen Versuch auch nur wagen zu dürfen.

Die Beantwortung der historischen Frage ist bei Weitem einfacher, und bei der bereitwilligen Unterstützung von Seiten so vieler uneigennütziger Förderer dieses Unternehmens, deren Namen der Vf. an den betreffenden Stellen dankbar zu erwähnen sich erlaubt hat, konnte schon durch Untersuchungen auf der Oberfläche der vorhandenen Sprachverschiedenheit manches Ergebniß erzielt werden. Doch muß auch hier die Nachsicht der Leser in Anspruch genommen werden; denn da oft ganze Bücher nur einzelne Notizen lieferten, so war eine planmäßige Benutzung aller einschlagenden Werke, selbst wenn sie zur Hand gewesen wären, für den Einzelnen unausführbar. Es darf deßhalb für jede Provinz eine nicht unbedeutende Nachlese erwartet werden. Inzwischen wird diese Unvollständigkeit wohl darin eine billige Entschuldigung finden, daß ja das Schriftchen selbst nur als ein Versuch auf einem neuen Felde und als eine Aufforderung zu einer gründlicheren Bearbeitung des Gegenstandes gelten will.

Bei Entwerfung des Kartennetzes ist die Stielersche Flußkarte zum Grunde gelegt und deßhalb auch deren nicht ganz richtiges Verhältniß der Länge zur Breite beibehalten worden. Geographische Berichtigungen lagen hier zu fern. Die Gebirge sind nur da angedeutet worden, wo ihre Lage in Beziehung auf die Sprachgrenze von Bedeutung schien. Das Flußsystem dagegen ward so vollständig aufgenommen, als der Raum es nur gestattete, damit die Karte zugleich zum Nachtragen noch unermittelter Sprachgrenzen benutzt werden könne. Das Verdienst der sorgsamen Vervollständigung der Flußgebiete nach den besten, leider sich dennoch häufig widersprechenden, Specialkarten gebührt dem ebenso geschickten, als anspruchlosen Steinzeichner, Hrn. Geisler, hierselbst.

Kassel, am 14. Sept. 1843. Der Verfasser.

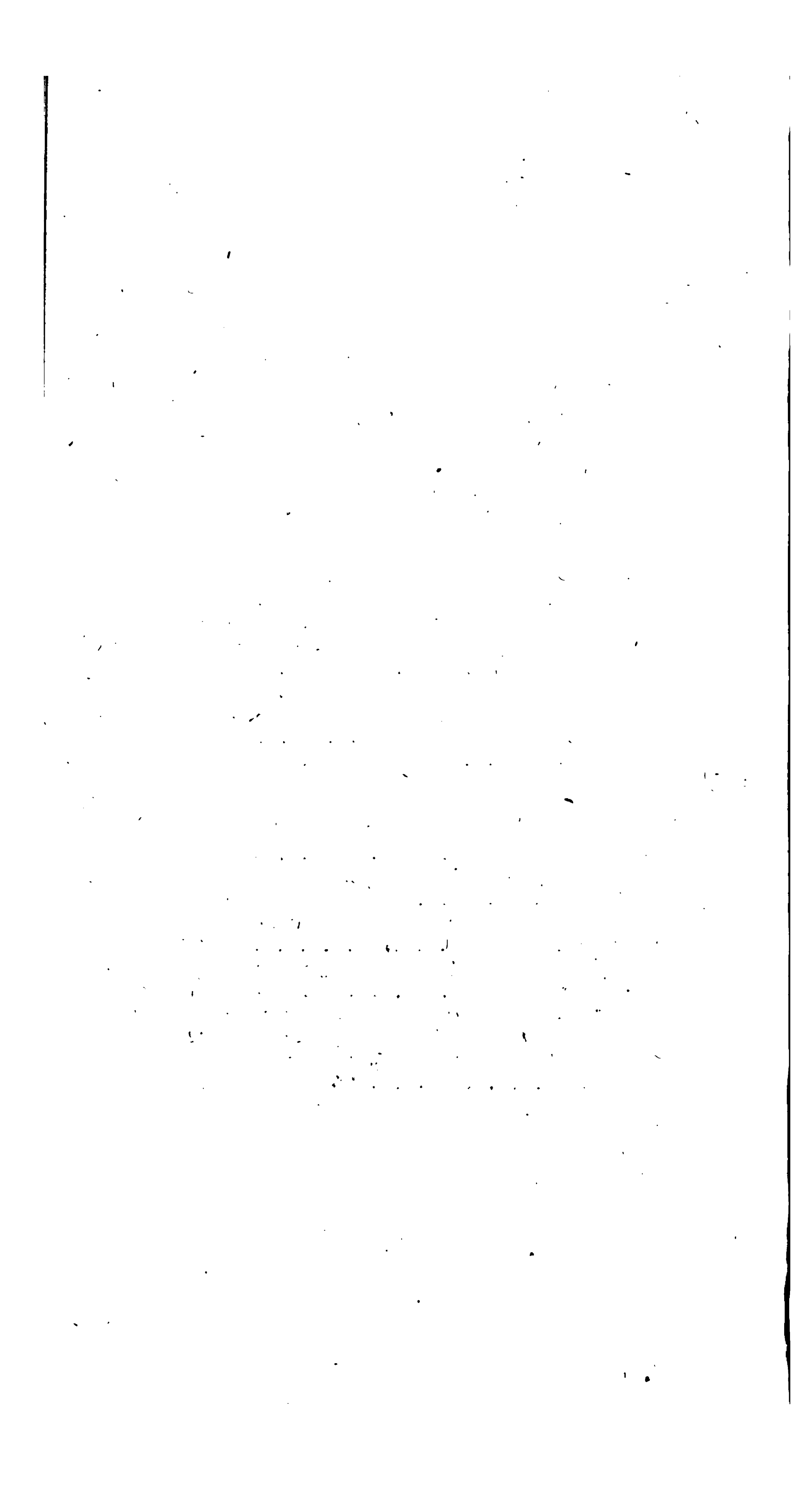
Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die deutsche Sprachgrenze gegen Außen.

Zweite Abtheilung.

Abgrenzung der verschiedenen deutschen Mundarten.



Erste Abtheilung.

Die deutsche Sprachgrenze gegen Außen.

§. 1.

Allgemeine Bemerkungen.

Bei der allgemeinen Betrachtung des auf der vorliegenden Karte bezeichneten deutschen Sprachgebietes drängt sich uns zunächst die beachtungswerthe Erscheinung auf, daß dasselbe, bis auf wenige Ausnahmen, mit den Grenzen von Deutschland übereinstimmt, wie uns die Römer diese schon vor beinahe 2000 Jahren angegeben haben.

Der erste Römer, welcher mit siegreichem Heere an die Ufer des Rheins gelangte, war bekanntlich Julius Cäsar ums Jahr 55 v. Chr. Ihm galt zwar der Oberrhein noch als die eigentliche Grenze zwischen Germanien und Gallien [1]; doch konnte er die Helvetier nur mit Gewalt dahin bringen,

1) Caes. B. G. L. I. cap. 2..... »undique loci natura Helvetii continentur; una ex parte flumine Rheno latissimo atque altissimo, qui agrum Helvetium a Germanis dividit, altera ex parte monte Jura altissimo, qui est inter Sequanos et Helvetios; tertia, lacu Lemanno et flumine Rhodano, qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit. Nicht einmal im Osten der Schweiz kennt Cäsar keltische (gallische) Grenznachbaren.

diese Grenze ferner zu behaupten [2]), und die Sequaner, welche im heutigen Elsaß an den Rhein grenzten, hatten dem Ariovist bereits ein Drittel ihres Gebietes eingeräumt, und sollten nun, nachdem er dieses mit 120,000 Mann Deutschen besetzt hatte, auch noch das zweite Drittel an eine nachrückende deutsche Völkerschaft abtreten [3]). Cäsars Siege schützten damals diese Gegenden gegen das weitere Vordringen der Germanen, aber schwerlich wagten die erschreckten [4]) Gallier, den Landstrich zwischen den unwegsamen Vogesen und dem Rheine wieder völlig in Besitz zu nehmen; wenigstens nennt Cäsar selbst die Triboccer, welche gleichwie die Vangioner und Nemeter unter Ariovist kämpften, auch späterhin als Bewohner des linken Rheinufers [5]); Strabo sagt ausdrücklich, daß die Triboccer das Gebiet der Sequaner und Mediomatriker am Rheine eingenommen hätten und bewohnten [6]),

2) Caes. B. G. L. I. cap. 28.... »noluit eum locum, unde Helvetii discesserant, vacare, ne Germani, qui trans Rhenum incolunt, e suis finibus in Helvetiorum fines transirent, et finitimi Galliae provinciae Allobrogibusque essent.«

3) Caes. B. G. L. I. c. 31.... „nunc esse (Germanos) in Gallia ad C et xx millium numerum.... Sed pejus victoribus Sequanis quam Aeduis victis accidisse, propterea quod Ariovistus, rex Germanorum, in eorum finibus consedisset, tertiamque partem agri Sequani, qui esset optimus totius Galliae, occupavisset, et nunc de altera parte tertia Sequanos decedere juberet, propterea quod.... Harudum millia hominum XXIV ad eum venissent, quibus locus ac sedes pararentur.“

4) Caes. B. G. ibid..... „nisi si quid in Caesare populoque Romano sit auxilii, omnibus Gallis idem faciendum, quod Helvetii fecerint, ut domo emigrent, aliud domicilium, alias sedes, remotas a Germanis petant.“

5) Caes. B. G. L. IV. c. 10. „Rhenus.... longo spatio per fines Nantuatium, Helvetiorum, Sequanorum, Mediomatricorum, Tribucorum, Trevirorum citatus fertur.“

6) Strabo L. IV. p. 295. Almelov. „*Μετὰ δὲ τοὺς Ἐλουητίους Σηκουανοὶ καὶ Μεδιοματρικοὶ κατοικοῦσι τὸν Ῥῆνον· ἐν οἷς ἵδρυται Γερμανικὸν ἔθνος περαιωθὲν ἐκ τῆς οἰκείας, Τριβόκχοι.*“

und Plinius kennt nur noch deutsche Völker am Oberrhein [7]).

Den Niederrhein hatten die Deutschen schon lange vor Cäsars Zeiten in solcher Anzahl überschritten, daß sie die größere Hälfte des damaligen Belgiens inne hatten [8]). Die äußersten deutschen Völkerschaften gegen Westen waren: die Menapier zwischen der Schelde und der Nordsee [9]); die Trevirer, im Moselgebiete, vom Rheine bis zur mittlern Maas hin [10]); zwischen beiden im Norden, von der unteren Schelde bis über die Maas, die Eburonen [11]); und südlich, auch an diese grenzend, die Nervier, welche sich bis zu den Quellen der Sambre und der Schelde ausgedehnt hat-

7) Plin. H. N. L. IV. c. 17. . . . „Mediomatrici, Sequani, Raurici, Helvetii. . . . Rhenum autem accolentes Germaniae gentium in eadem provincia Nemetes, Tribochi, Vangiones."

8) Caes. B. G. L. II. cap. 4. . . . „plerosque Belgas esse ortos a Germanis, Rhenumque antiquitus transductos propter loci fertilitatem ibi consedisse; Gallosque, qui ea loca incolerent, expulisse, solosque esse, qui patrum nostrorum memoria, omni Gallia vexata, Teutonos Cimbresque intra fines suos ingredi prohibuerint."

9) Caes. B. G. L. VI. c. 33. . . . „T. Labienum cum legionibus III ad Oceanum versus in eas partes, quae Menapios attingunt, proficisci jubet."

Strabo L. IV. p. 296. Almelov. . . . „τοῖς Μεναπίοις δ' εισὶ συνεχεῖς ἐπὶ τῇ θαλάττῃ Μορῖνοι."

Ihre deutsche Abkunft ist unbestritten, da sie selbst zu den Zeiten Cäsars noch theilweise auf dem rechten Rheinufer wohnten. Caes. B. G. L. IV. c. 1. 4.

10) Caes. B. G. L. V. c. 3. „Haec civitas (Trevirorum)... Rhenumque, ut supra demonstravimus, tangit."

Strabo L. IV. p. 295. Almelov. „Τριουάγροις δὲ συνεχεῖς Νερούιοι, καὶ τοῦτο Γερμανικὸν ἔθνος· τελευταῖοι δὲ Μενάπιοι."

11) Caes. B. G. L. II. c. 4. . . . „Condrusos, Eburones, Caeraesos, Paemanos, qui uno nomine Germani adpellantur, arbitrari ad XL. millia." Cf. L. VI. c. 32.

ten [12]). So weit erstreckt sich nun freilich das deutsche Sprachgebiet gegenwärtig nicht mehr, indessen ist es doch, wie wir im folgenden §. sehen werden, sehr wahrscheinlich, daß, seit den durch Cäsar bewirkten Veränderungen, die Sprachgrenze selbst in diesen Gegenden nicht merklich zurückgedrängt worden ist.

Im Süden wird gewöhnlich die Donau als die Grenze von Deutschland betrachtet; und das ist auch insofern richtig, als die drei römischen Provinzen: Rhätien mit Vindelicien, Noricum und Pannonien nördlich an die Donau stießen, und die uns bekannt gewordenen Einwohner derselben, sowohl die eigentlichen Rhätier und Bojer, als auch die übrigen mehr östlich wohnenden Alpenvölker, die Brennen, Taurisker, Skordisker und andere, gallischen, d. h. keltischen Ursprungs waren. Wenn wir aber erwägen, daß Cäsar die unmittelbaren Anwohner der Schweiz Germanen nennt (s. Anmerk. 2), daß er die nicht-deutschen Bewohner auf dem rechten Rheinufer als gallische Kolonisten betrachtet [13]), und daß die Noriker des Cäsar als Bun-

---

12) Caes. B. G. L. II. c. 15. „Eorum (Ambianorum) fines Nervii attingebant.“

Ibid. c. 16. . . . „trans id flumen omnes Nervios consedisse adventumque Romanorum exspectare una cum Atrebatibus et Veromanduis, finitimis suis. Die Nervier grenzten demnach an die Umgegend von Amiens, Arras und St. Quentin. Ueber ihre Abstammung vgl. Tacit. Germ. c. 28. Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur.“

13) Caes. B. G. L. VI. c. 24. „Ac fuit antea tempus, quum Germanos Galli virtute superarent, ultro bella inferrent, propter hominum multitudinem agrique inopiam trans Rhenum colonias mitterent. Itaque ea, quae fertilissima sunt Germaniae loca circum Hercyniam silvam. . . . Volcae Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt. Quae gens ad hoc tempus iis sedibus sese continet, summamque habet justitiae et bellicae laudis opinionem: nunc quoque in eadem inopia, egestate, patientia qua Germani permanent, eodem victu et cultu corporis utuntur.“

desgenossen der Deutschen und als Feinde der Bojer auftreten [14]), dann liegt gewiß die Vermuthung nahe, daß auch in Vindelicien und Norikum ursprünglich deutsche Völkerschaften ansässig waren, und daß die keltischen Alpenvölker, insoweit sie in Vindelicien und in dem norischen Uferlande erscheinen, für gallische Einwanderer gehalten werden müssen, die auf ursprünglich deutschem Boden wohl eine Zeit lang das herrschende Volk waren, aber schwerlich die Nationalität der Gesammtbevölkerung umgewandelt haben [15]). Eher noch dürfte man, der Erfahrung gemäß, annehmen, daß selbst die keltischen Bojer, nachdem sie nicht nur im Donaugebiete, sondern auch im Elbgebiete Jahrhunderte lang als Einwanderer gesessen, in der deutschen Urbevölkerung des Landes aufgegangen seien, gleichwie die deutschen Franken, Burgunder und Longobarden von der keltischen Bevölkerung der Länder, welche sie unterjocht hatten, ver-

---

14) Die den Helvetiern befreundeten Bojer scheinen schon damals aus Deutschland verdrängt gewesen zu sein, und vergeblich um Sitze in den Donaugegenden gekämpft zu haben. (Caes. B. G. L. I. c. 5. . . . „Bojosque, qui trans Rhenum incoluerant et in agrum Noricum transierant Norejamque oppugnarant, receptos ad se socios sibi adsciscunt.“) Die Noriker aber hielten sich zu den Deutschen. (Caes. B. G. L. I. c. 53. „Duae fuerunt Ariovisti uxores, una Sueva natione, quam ab domo secum abduxerat; altera Norica, regis Vocionis soror, quam in Gallia duxerat, a fratre missam.“) Selbst diese Ehe spricht für die deutsche Stammverwandtschaft dieser Noriker.

15) Plinius scheint zwar die Namen Taurisker und Noriker für ganz gleichbedeutend zu halten (H. N. L. III. c. 20. . . . „juxtaque Carnos quondam Taurisci appellati, nunc Norici. His contermini Rhaeti et Vindelici, omnes in multas civitates divisi“); vergleichen wir aber Strabo, welcher die Taurisker ausdrücklich eine der norischen Völkerschaften nennt (L. IV. p. 316. Almelov. . . *τῶν δὲ Νωρικῶν εἰσὶ καὶ οἱ Ταυρίσκοι*), so steht der Annahme, daß unter dem Gesammtnamen der Noriker und Vindeliker auch deutsche Völkerschaften mitbegriffen wurden, nichts entgegen. Derselbe Fall fand jenseits des Rheins Statt, wo die gallische Urbevölkerung und die deutschen Einwanderer mit dem Gesammtnamen Belgier bezeichnet wurden.

schlungen worden sind, und daß bei den spätern Bajovaren, gleichwie bei den heutigen Franzosen, nur noch der Name an die ursprüngliche Nationalität erinnere.

Gegen Osten hatten die Deutschen das linke Donauufer bis mindestens an die March besetzt, wo dann die Karpathen Deutschlands Grenze gegen die Dacier und Sarmaten bildeten[16]). Weiter nördlich glaubte Tacitus noch das ganze Weichselgebiet und selbst die Bernsteinküste zu Deutschland rechnen zu müssen, er nennt daher auch die Ostsee das suevische Meer. Doch war er selbst über die Nationalität der dortigen Völker in Zweifel, und da er sogar die Wenden zu einer deutschen Völkerschaft machen möchte, so dürfen wir auch seiner Vermuthung, daß die Bastarner ebenfalls Deutsche seien, nicht unbedingt beipflichten; um so weniger, als die Beschreibung, welche er von ihren Sitten gibt, mit Cäsars Nachrichten von den Tectosagen dergestalt übereinstimmt, daß wir sie, wenn auch nicht für dasselbe Volk, doch unstreitig für ein keltisches halten müssen[17]). In der Hauptsache ist Tacitus jedenfalls wohl unterrichtet, wenn er die Bastarner, Wenden und Finnen als die östlichsten Nachbarn der Deutschen nennt, und es läßt sich kaum ein besserer Beweis für die Stetigkeit ursprünglicher Volksgrenzen liefern, als die Thatsache, daß noch heute, nach siebenzehn Jahrhunderten, die Slaven und Finnen fast in

16) Tacitus Germ. I. „Germania omnis a Gallis Rhaetisque et Panoniis Rheno et Danubio fluminibus a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur.“ Tiberius gab den mit Marbod und Catwald ausgewanderten Sueven (Markomannen) auch noch das Land zwischen der March und der Gran ein, wo sich dieses suevische Reich unter einem quadischen Königsgeschlechte erhielt. (Vgl. Tac. Ann. L. II. c. 63. coll. Hist. L. III. c. 5.)

17) Tac. Germ. c. 46. „Peucinorum Venedorunque et Fennorum nationes Germanis an Sarmatis adscribam dubito: quamquam Peucini, quos quidam Bastarnas vocant, sermone, cultu ac domiciliis ut Germani agunt. Sordes omnium ac torpor procerum. Connubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur.“

denselben Gegenden an die Deutschen grenzen, während die keltischen Einwanderer, die Bastarner, schon vor mehr als tausend Jahren im Sturme der Völker verschollen sind.

Allerdings ist, diesen Völkern gegenüber, die Ostgrenze Deutschlands seitdem nicht fortwährend dieselbe geblieben; denn als durch die Siege Karl des Großen das östliche Deutschland wieder genauer bekannt wurde, lief die Grenze des Sachsenlandes gegen die Slaven von der Travemündung zur Elbe, und nachdem Karl im Jahr 804 den Obotriten auch Wagrien eingeräumt hatte [18]), begann die Grenze an dem Kieler Meerbusen, zog sich dann längs der Schwentina über den Plönsee, Segeberg und Oldesloh nach den Quellen der Delvenau, und erreichte die Elbe ungefähr in der Mitte zwischen Hamburg und Lauenburg [19]). Von da machte nun die Elbe bis zum Einfluß der Saale, und dann dieser Fluß fast bis zu seiner Quelle die Grenze [20]). Aber selbst auf sächsischem Boden finden wir noch Slaven, namentlich den

18) Giesebrecht, Wend. Geschichten. Berl. 1843. Thl. I. S. 100 und die daselbst angegebenen Beweisstellen.

19) Adam. Brem. L. II. c. 9. (Lindenbr. Scr. Rer. Germ. Sept. p. 18.) „Invenimus quoque limitem Saxoniae qui trans Albiam est praescriptum a Carolo . . . ab Albiae ripa orientali usque ad rivulum quem Slavi Mescenreiza (?) vocant, a quo sursum limes currit . . . usque in fluvium Deluundam. . . . Tunc . . . vadit in Travennam syluam sursumque per ipsam in Bulilunken . . . in stagnum Colse vadit . . . sicque ad orientalem campum venit Zventifeld, usque in ipsum flumen Zventinam, per quem (!) limes Saxoniae usque in pelagus Scythicum et mare quod dicitur orientale delabitur.“ cf. Helmold Chr. Slav. c. 47. (Leibnitz Scr. Rer. Brunsw. T. II. p. 578): „Est autem Falderensis pagus limes Holsatiae versus eam partem, qua Slavos. attingit.“

20) Im 11. Jahrh. hieß nicht nur der Frankenwald, sondern auch der Thüringerwald noch Slavenwald. Vgl. Leibnitz Scr. Rer. Brunsw. T. I. p. 320. . . . „Fuit in saltu Slavorum (qui ob densitatem nemoris umbrosam juxta linguam eorum Lovia dicitur. . . .) ursus quidam“ . . . und die dem Chronicon Gottwicense beigegebene Karte.

Wendenstamm, welchen Karl d. G. an den Arendsee, unweit Lüchow und Salzwedel, führte und der sich später westlich bis an die Ilmenau bei Lüneburg und südlich bis gegen Stendal ausbreitete[21].

Wiewohl die vorliegende Karte nur die sprachlichen Zustände der Gegenwart darstellen soll, so ist doch ausnahmsweise auch diese erloschene Sprachgrenze angegeben worden, um den Anwohnern derselben Veranlassung zu geben, durch Vergleichung der Sprache, der Sitten und der Gebräuche des gegenwärtigen Geschlechts, sowie der alten Gräber und der sonstigen Denkmäler diesseits und jenseits der bezeichneten Grenze, alle noch vorhandenen Spuren des Slaventhums um so sorgfältiger zu erforschen. Einzelne slavische Niederlassungen fanden sich noch viel weiter nach Westen bis zur Leine, Werra und Fulda: die Windische Gasse in Heiligenstadt, die Windische Mark der Herren von Hanstein, bestehend aus 14 Ortschaften an den Zuflüssen des Baches Frieda, der sich zwischen Wannfried und Eschwege in die Werra ergießt, sowie die Ortschaften Wendehausen, Pfaffschwende, Schierswende und Dalwenden (wo in einer Urkunde von 1055 mansi slavorum vorkommen) sind unzweifelhafte Spuren davon[22]. Selbst vor den Zeiten Karls des Großen fand schon der heilige Sturmius da, wo nicht weit von der Mündung der Lüder die alte Heerstraße von Mainz nach Thüringen über die Fulda ging, eine Menge Slaven, welche sich im Flusse badeten[23]. Indessen haben dergleichen Kolonien inmitten deutscher Gegenden wohl wenig oder gar keinen Einfluß auf die deutsche Sprache gehabt, da ein sachkundiger Zeuge[24] versichert, daß sogar im Anhaltischen, wo die wendische Sprache erst im Jahr 1293 bei den-

21) Schaumann, Gesch. des niedersächs. Volkes. Gött. 1839 S. 218 rc. und die daselbst angegebenen Beweisstellen.

22) J. Wolf, polit. Gesch. des Eichsfeldes. Thl. I. S. 33.

23) Eigil, Vita Sturmii, (Mon. Germ. ed. Pertz T. II. p. 369.)

24) Hr. Aug. Fuchs zu Anhalt.

Gerichten durch die deutsche ersetzt worden ist, außer den Ortsnamen, keine Spur mehr von Einflüssen in der Volksmundart zu finden sei.

In dichteren Massen und vielleicht in unmittelbarem Zusammenhange mit ihren Stammgenossen jenseits des böhmischen und fränkischen Gebirges wohnte ein anderer Wendenstamm am oberen Main und an der Rednitz bis zu deren Zusammenfluß[25]), so daß, von der süd-westlichen Spitze der Ostsee an bis beinah an die Mündung der Nab in die Donau, die ganze östliche Hälfte Deutschlands mehrere Jahrhunderte lang, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorherrschend von Slaven bewohnt wurde. Erst durch die Stiftung des Bisthums Bamberg im Anfang des 11. Jahrhunderts ward im Süden, und durch die Uebermacht, welche Herzog Heinrich der Löwe in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Slaven fühlen ließ, ward im Norden Deutschlands der wirkliche Anfang zur Germanisirung der dort ansäßigen Slaven gemacht.

Daß diese Verdrängung der slavischen Nationalität in einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit und ohne Beihülfe des Schulunterrichts und der Literatur nicht ohne gewaltsame Maaßregeln hat Statt finden können, das bedarf kaum einer näheren Untersuchung; aber zur Ehre der christlichen Gesit-

---

25) S. Holle, die Slaven in Oberfranken (Archiv f. Gesch. v. Oberfranken. Bayreuth 1842. Bd. II. S. 5 ff.). In einer Urkunde Ludwig des Deutschen heißt es unter andern: . . . „qualiter . . Karolus... episcopis praecepisset, ut in terra Slavorum, qui sedent inter moinam at radantiam fluvios qui vocantur moinuuinidi et ratanzuuinidi unacum comitibus, qui super eosdem sclavos constituti erant, procurassent, ut inibi sicut in ceteris christianorum locis ecclesiae construerentur, quatenus ille populus noviter ad christianitatem conversus habere potuisset, ubi et baptismum perciperet et praedicationem audiret" . . . . „et ita a memoratis episcopis et comitibus . . . ecclesias quatuordecim ibi fuisse constructas." Dennoch blieben die meisten Slaven der dortigen Gegend noch bis in's elfte Jahrhundert Heiden.

tung, die wir mit vollem Rechte bei den weltlichen und geistlichen deutschen Fürsten damaliger Zeit schon sollten voraussetzen dürfen, wollen wir wenigstens hoffen, daß bei genauerer Ermittelung nicht alle Schuld auf unsere Stammgenossen falle, sondern daß das harte Verfahren derselben auch in der feindseligen Erbitterung ihren Grund gehabt habe, mit welcher die Slaven fremde Völkerschaften und namentlich christliche Nachbarvölker zu verfolgen pflegten [26]. Auffallend ist es jedenfalls,

26) Als Bischof Gerold von Aldenburg im Jahr 1156 das wendische Volk zu Lübeck ermahnte, die Götzen zu verlassen, den Einen Gott im Himmel zu verehren, die Taufe anzunehmen und kraft der dadurch empfangenen Gnade den bösen Werken abzusagen, nämlich die Raub- und Mordfahrten in die christlichen Länder, da sprach der wendische Fürst Pribizlav: „Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Gottes Worte zu unserer Seligkeit. Aber wie können wir den Weg betreten in der Noth, die uns umstrickt? Höre mich an! Das Volk, das Du hier vor Dir siehst, ist ja Dir untergeben: es ist billig, daß wir Dir unser Leid eröffnen, daß Du Mitleid mit uns habest. Unsere Herren wüthen gegen uns mit solcher Strenge, daß der Abgaben und der harten Knechtschaft wegen der Tod uns besser ist, als das Leben. In diesem einen Jahre haben wir Bewohner des kleinen Winkels hier schon so und so viel tausend Mark an den Herzog entrichtet, ebenso viele hundert an den Grafen, und noch werden wir täglich gepreßt und ausgesogen. Wie mögen wir uns einer neuen Religion ergeben, mögen Kirchen bauen und uns taufen lassen, da uns täglich angekündigt wird: ihr sollt fort aus dem Lande? Und gäbe es nur eine Stätte, dahin wir fliehen könnten! Jenseit der Trave ist dasselbe Elend, nicht minder an der Peene. Was bleibt uns übrig, als das Land zu verlassen, und uns auf das Meer zu begeben? Ist es unsere Schuld, wenn wir, aus der Heimath verdrängt, die See beunruhigen und von den Dänen und dem seefahrenden Kaufmanne unsern Unterhalt nehmen? Ist es nicht vielmehr die Schuld unserer Herren?“ Bischof Gerold erwiderte: die Härte der Fürsten sei allerdings ein Mißbrauch, aber die Wenden hätten eine solche Behandlung durch ihr Verharren im Götzendienst hervorgerufen; es komme also vornämlich darauf an, daß dieser abgethan werde. „Ist das Dein und des Herzogs Begehren,“ war Pribizlav's Antwort, „so gewähre man uns Sachsenrecht an Grund und Boden und an dessen Ertrage; dann wollen wir gern Christen werden, wollen Kirchen bauen und unsere Zehnten entrichten.“

daß, mit Ausnahme der slavischen Gegenden in Böhmen und in der Lausitz, sämmtliche Bewohner des deutschen Slavenlandes sich selbst schon längst für eingeborene Deutsche halten, und es ist sowohl in geschichtlicher als in sprachlicher Hinsicht von hohem Interesse, diese Germanisirung, so weit die Quellen reichen, Schritt vor Schritt zu verfolgen. Bis jetzt ist nicht einmal die Hauptfrage: ob das Deutsche in jenen Gegenden jemals ganz erstorben gewesen sei? völlig entschieden, wiewohl in der neueren Zeit die gewichtigsten Stimmen sich dahin neigen, daß die Mehrzahl der deutschen Hörigen wohl stets im Lande geblieben und daß nur die bei den großen Auswanderungen der Burgunder, Vandalen und Longobarden zurückgebliebenen Freien, welche zu schwach waren, um sich gegen die Masse der andringenden Slaven zu vertheidigen, und doch nicht dienstbar werden wollten, theils aufgerieben, theils noch später ausgewandert seien[27].

Giesebrecht's Wend. Gesch. Bd. III. S. 75—77. — Kaiser Friedrich I. nahm (laut Gnadenbriefes vom 2. Jan. 1170), die wendischen Herren innerhalb der Diöcese Schwerin mit allem Volke in seinen Schutz, und verlieh ihnen dadurch Lehnpflicht und Lehnrecht nach deutschem Brauch, damit sie Christen werden und mit den Christen Frieden halten sollten. Ebendas. 189.

27) Wichtig ist in dieser Beziehung eine Stelle des Procopius (Bell. Vand. L. I. c. 22. Ed. Bonn. p. 399), wo er erzählt, die Vandalen hätten anfangs, durch Hunger getrieben, ihre vaterländischen Sitze verlassen; jedoch sei ein Theil zurückgeblieben, und als Geiserich Afrika in Besitz genommen, hätten jene im Vaterlande gebliebenen Vandalen eine Gesandtschaft nach Afrika geschickt und gebeten, man möge ihnen nunmehr die von den Ausgewanderten verlassenen Ländereien als völliges Eigenthum abtreten, damit sie das Land besser vertheidigen könnten. Ihrer Bitte sei jedoch nicht entsprochen worden, weil ein angesehener Greis, dem der Besitz von Afrika nicht sicher genug geschienen, die Abtretung des Stammlandes dem Könige widerrathen habe. „Uebrigens,“ setzt Procop hinzu, „ist von den Vandalen, welche in ihrem Vaterlande geblieben, weder irgend eine Erinnerung, noch auch der bloße Name bis auf unsere Zeiten gelangt; ich

Unsere Sprachkarte scheint diese Ansicht zu bestätigen, wenigstens spricht der Umstand dafür, daß die Germanisirung der slavischen Landschaften so augenfällig an der Grenze des alten Slavenlandes stehen geblieben ist, und daß nicht einmal an der niedern Weichsel eine unmittelbare Verbindung mit den in Preußen angesiedelten Deutschen Statt gefunden hat. Auch daraus, daß in Böhmen die Slaven sich fast nur in der Ebene behauptet haben, wo schon vor den deutschen Markomannen die gallischen Bojer gesessen hatten, während ringsum auf den Bergen, sogar zwischen der Lausitz und Böhmen, das slavische Element sich in dem deutschen verloren hat, läßt sich wohl vermuthen, daß die Gebirge dem Urvolk auch hier gleichen Schutz gewährt haben, wie die Pyrenäen den Basken und die Alpen den Rhätiern. Die nachfolgende Betrachtung der deutschen Sprachgrenze gegen außen wird in dieser Beziehung noch einige Nachweisungen liefern.

§. 2.

Die deutsche Sprachgrenze in Belgien.

Diese in neuerer Zeit auch politisch wichtig gewordene Sprachgrenze ist von dem Verfasser, während eines längeren Aufenthalts in Belgien, meist an Ort und Stelle ermittelt

---

glaube daher, daß sie, weil ihrer wenige waren, entweder von den benachbarten Barbaren überwältigt worden, oder daß sie sich freiwillig mit denselben vermischt und so den Namen verloren haben. Jedenfalls haben die von Belisar geschlagenen Vandalen nicht daran gedacht, in ihre vaterländischen Sitze zurückzukehren.“

Procop schrieb um's Jahr 550 und da dieser Geschichtsforscher den Feldherrn Belisar seit 527 auf seinen Feldzügen gegen die Vandalen und Gothen begleitet hatte, so ist sein Zeugniß, daß der Name des Volkes damals bereits gänzlich verschollen war, von großer Bedeutung, und erklärt sich am leichtesten dadurch, daß inzwischen die Slaven vorgedrungen waren, und das durch Auswanderungen entvölkerte Land als Herren besetzt hielten.

worden. Die hin und wieder noch fehlenden Strecken sind aus einer im Jahr 1835 zu Brüssel erschienenen Sprachkarte [1]) entnommen, welcher ebenfalls genaue Untersuchungen zum Grunde liegen. Dagegen konnte die zwischen dem französischen Norddepartement und dem Pas de Calais hinlaufende Sprachgrenze von Armentieres an der Leye (Lys) bis Gravelines an der Nordsee nur nach älteren Zeugnissen eingetragen werden, weil unmittelbare Nachrichten von dort nicht zu erlangen waren.

Die äußersten deutschen Ortschaften von der Nordsee bis zur Mosel sind die Städte: Grevelingen (Gravelines), Borborgh (Bourbourg), Cassel, Hazebroek (sprich: Hasebruk), Belle (Bailleul) — das äußerste Dorf ist Steenkerke — Meenen (Menin) an der Leye, Audenaerde — das äußerste Dorf am rechten Scheldeufer ist Berghem — Geraerdsbergen (Grammont) — das letzte deutsche Dorf unweit der Dender ist Moerbeek — Enghien [2]), Hal — das äußerste Dorf an der Senne ist Lembeek — Loven (Löwen) — noch südlicher an der Dyle das Dorf St. Agathen-Rode — Thienen (Tirlemont) — und südlicher an der Geete die ehemals Pipin'sche Besitzung Hougaerde — Landen, Tongeren, Maestricht, Aachen, Eupen, St. Vith, das Dorf Ourt unweit der Ourtequellen, Clervaux, Wilz, Esch an der Sure, Arlon an der Quelle der Semoy, Luxemburg, Sirck (Sirques) — die letzten deutschen Dörfer an der Mosel sind Manom (Maquenom) und Yutz an den Thoren von Thionville, welche Stadt wohl auch ursprünglich deutsch war.

Die Grenzorte des französischen Sprachgebietes sind die Städte: Calais, St. Omer, Aire, Armentieres,

---

1) Atlas historique de la Belgique par Jusseret. Brux. 1835 fol. № XIII. Daß auf dieser Karte die Stadt Eupen zum französischen Sprachgebiete gezogen wird, ist ein Irrthum.

2) Es wohnen jedoch daselbst auch viele Wallonen.

Warneton und Commines, nebst einigen Dörfern auf dem linken Ufer der Leye, das Dorf Bössut an der Schelde, Lessines an der Dender, die Dörfer Tubize [3]) an der Senne und Waterloo, die Städte Wavre, Jodoigne, Drey, Viset, Limburg, Malmedy, Salm, Houffalice, Bastogne, die Dörfer Martelange an der Sure und Etalle an der Semoy, die Städte Longwy und Thionville (Diedenhofen).

An der deutschen Sprachgrenze gegen das Französische bietet sich uns, nur in geringerem Maaße, eine ähnliche Erscheinung dar, wie die, welche im vorigen §. hinsichtlich der slavisch-deutschen Grenze besprochen worden ist. Auch hier hat eine Rückwirkung der Sprache der Urbevölkerung gegen die der Einwanderer, nämlich des wallonischen (gallischen) Elements gegen die Sprache der eingedrungenen deutschen Völkerschaften Statt gefunden. Wenigstens behauptet schon der belgische Chronist Jakob de Meyer (st. 1552), daß die wallonische Sprache vordringe [4]), und die Thatsache, daß noch jetzt durch ganz Artois in der französischen Volkssprache Spuren des niederländischen bemerklich sind, und daß die häufig vorkommenden Ortschaften mit unzweifelhaft deutschen Namen (z. B. in der Umgegend von Boulogne: Maninghem, Boulenberg, Echinhem u. and.) doch nur von Franzosen bewohnt werden, beweist allerdings, daß die deutsche Sprache in früheren Zeiten eine weit größere Ausdehnung gegen Westen gehabt haben muß. Daraus darf man indessen nicht ohne Weiteres folgern wollen, daß die gegenwärtige Sprachgrenze mit den ursprüng-

3) Der niederdeutsche Namen dieses Dorfes, Tubeek, ist unstreitig der ursprüngliche, da es am Zusammenflusse zweier Bäche (twee beeke), der großen und der kleinen Senne, liegt; es ist aber nur von Wallonen bewohnt.

4) Warnkönig, Flandr. Staats- und Rechtsgeschichte, Bd. I. S. 214 ff. und die da angeführte Beweisstelle: Jac. Meyeri Rer. Flandr. Tom. X. Fol. 35. Desgl. Schayez, les Pays-Bas avant et durant la domination romaine. Brux. 1837—38. T. II. S. 84 u. 85.

lichen Volksgrenzen nicht mehr in unmittelbarer Beziehung stehe, sondern man muß hier stets den wesentlichen Unterschied zwischen Eroberung angebauter und bevölkerter Länder, und Besitzergreifung gänzlich, oder doch größtentheils verlassener und verödeter Gegenden im Auge behalten. Zur weiteren Ausführung und Begründung der Ansicht, daß die Sprachgrenze, mindestens in der Regel, der Volksgrenze entspreche, was für die historische Wichtigkeit der vorliegenden Sprachkarte von großer Bedeutung ist, müssen wir nochmals auf die Zeiten Cäsars zurückkommen.

Wir haben oben mit Strabo (§. 1, Anmerk. 10) angenommen, daß die Trevirer und Nervier deutsche Völkerschaften gewesen seien, und haben demnach eine von der heutigen Sprachgrenze bedeutend abweichende Volksgrenze zwischen den Deutschen und den Galliern gefunden. Doch scheint schon Tacitus einige Zweifel über den reindeutschen Ursprung dieser beiden Völker gehegt zu haben, denn sonst würde er schwerlich den Ausdruck affectatio germanicae originis (§. 1 Anmerk. 12) gewählt haben, und A. Hirtius[5]) sagt noch bestimmter, daß die Trevirer wegen der Nachbarschaft von Deutschland fast ebenso kriegerisch und wild als die Deutschen seien; damit stimmt dann auch Hieronymus überein, wenn er behauptet[6]), daß die Sprache der Galater in Kleinasien mit der der Trevirer verwandt sei. Wollten wir aber die

---

5) Caes. B. G. VIII. 25 . . . quorum (sc. Trevirorum) civitas, propter Germaniae vicinitatem, quotidianis exercitata bellis, cultu et feritate, non multum a Germanis differebat.

6) Hieron. Procem. in secundum libr. Comment. ad Galatas: „Unum est quod inferimus . . . Galatas excepto sermone graeco, quo omnis oriens loquitur, propriam linguam, eandem pene habere quam Treviros: nec referre si aliqua exinde corruperint, cum . . . et ipsa latinitas et regionibus quotidie mutetur et tempore. Freilich fanden die Kreuzfahrer unter Friedrich I., daß nicht weit von Armenien boisch gesprochen wurde, was doch wohl von der damals in Baiern üblichen deutschen Sprache verstanden werden muß. Vergl. Muchar Röm. Noricum Bd. I. S. 408.

Trevirer und Nervier unbedingt zu den keltischen Belgiern rechnen, so widerspräche dies der bestimmten Nachricht Cäsar's (§. 1, Anmerk. 7), daß zu seiner Zeit die Mehrzahl der Belgier deutschen Ursprungs gewesen sei. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß sowohl die Trevirer [7]) als auch die Nervier [8]) zwar dem Hauptstamme nach Deutsche waren, daß jedoch auch keltische Volksstämme sich zu ihnen hielten, deren Gebiet deßhalb dem Lande der herrschenden Nation zugerechnet wurde. Unter dieser Voraussetzung ließe sich allenfalls die Behauptung vertheidigen, daß die Sprachgrenze in Belgien schon damals ungefähr dieselbe gewesen sei wie jetzt. Nehmen wir aber auch an, daß das Gebiet der Trevirer und der Nervier ausschließlich von deutschen Völkerschaften bewohnt gewesen sei, so würden dennoch die beiden Ausgangspunkte der damaligen Volksgrenze

7) Caes. B. G. IV. 6. . . . Germani in fines. . . . Condrusorum, qui sunt Trevirorum Clientes; pervenerant. . . .

Ibid. VI. 32. . . . Segni Condrusique ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Trevirosque. . . .

Ibid. II. 4. Condrusos, Eburones, Caeraesos, Paemanos, qui uno nomine Germani adpellantur. . . . Es standen demnach jedenfalls deutsche Volksstämme mit den Trevirern in enger Verbindung.

8) Caes. B. G. II. 15. „Nullum aditum esse ad eos (Nervios) mercatoribus: nihil pati vini, reliquarumque rerum ad luxuriam pertinentium inferri.“ Vergleicht man damit Cäsar's Schilderung der suevischen Sitten (Ibid. IV. 2): „Mercatoribus est ad eos aditus magis eo, ut, quae bello ceperint, quibus vendant, habeant: quam quo ullam rem ad se importari desiderent. . . . Vinum ad se omnino importari non sinunt“ . . . so ist kaum daran zu zweifeln, daß auch bei den Nerviern das germanische Element die Oberhand gewonnen hatte. Auch sie hatten eine Art von Oberherrschaft über verschiedene Volksstämme, über deren Nationalität wir freilich keine Kunde haben. Ibid. V. 39: „dimissis nunciis ad Centrones, Grudios, Levacos, Pleumoxios, Geidunos, qui omnes sub eorum imperio sunt.“ . . . Der Einfluß des keltischen Elementes zeigt sich bei den Nerviern vorzugsweise darin, daß sie bereits Städte bewohnten. (Ibid. II. 28:) . . . „suisque finibus atque oppidis uti jussit.“ . . .

in Belgien, einerseits an der Nordsee und andererseits an der Mosel, mit der heutigen Sprachgrenze zusammenfallen. An der Mosel waren nämlich die Mediomatriker die nächsten keltischen Nachbaren der Trevirer [9]) und zwischen Metz und Trier überschreitet noch jetzt die Sprachgrenze diesen Fluß. Deßgleichen hatten die Moriner, das äußerste keltische Volk an der Nordsee, die Gegend von Boulogne inne [10]), und die Trümmer ihrer Hauptstadt Terouenne [11]) sind noch jetzt nicht weit von dem an der Sprachgrenze gelegenen Aire zu sehen. Das erste deutsche Nachbarvolk der Moriner waren die Menapier, in deren Gebiete das heutige Cassel lag, wo auch jetzt noch deutsch gesprochen wird; die Peutingersche Karte nennt es wenigstens castellum Menapiorum und später gehörte es zum Pagus Menapiscus [12]). Hätte sich aber auch, wie von mehreren Geschichtsforschern, auf den Grund des Diöcesangebiets von Terouenne, behauptet wird, das Gebiet der Moriner noch weiter nach Norden erstreckt, so würde daraus nur folgen, daß, im Vergleich zu den Zeiten der Römer, nicht das Deutsche, sondern das Keltische zurückgedrängt worden sei.

---

9) Ptol. Geogr. II. c. 8. (Wilberg S. 141.) „Ἀνατολικώτεροι δὲ τῶν Ῥημῶν ἀρκτικώτεροι μὲν Τριβιροί, ὧν πόλις Αὐγούστα Τριβιρῶν, μεσημβρινώτεροι δὲ Μεδιομάτρικες, ὧν πόλις Διουόδουρον.“ (Metz.)

10) Pomp. Mela III. 2. »Ab illis (Osismiis) enim iterum ad septentriones frons littorum respicit, pertinetque ad ultimos Gallicarum gentium Morinos, nec portu quem Gesoriacum vocant, quicquam habet notius.“

Caes. IV. 21. „Ipse cum omnibus copiis in Morinos proficiscitur; quod inde erat brevissimus in Britanniam transjectus.“

11) Ptolem. Geogr. II. c. 8. (Wilb. S. 140.) Γησοῤῥιακὸν ἐπίνειον Μορινῶν . . . (S. 141.) . . . Μορινοὶ, ὧν πόλις μεσόγειος πρὸς ἀνατολὰς Ταρουάννα. Die Stadt ward erst 1553 gänzlich zerstört.

12) F. de Bylandt, Descriptio hist. geogr. Comitatus Flandriae. Lovanii 1825. 4to. S. 38. (Annales Acad. Lovaniensis. Tom. VIII. 1824—25.)

Was nun die Sprachgrenze im Innern des Landes von der Mosel bis zur Nordsee betrifft, so läßt sich allerdings mit ziemlicher Gewißheit darthun, daß das jetzige Wallonenland, welches einer von Thionville nach Grevelingen gezogenen geraden Linie nördlich liegt, zu Cäsar's Zeiten theilweise von Deutschen besetzt war. Die Condruser waren nämlich ein deutscher Volksstamm (Anm. 7) und wohnten auf der rechten Seite der Maas, ungefähr da, wo dieselbe bei Namur einen einspringenden Winkel bildet, und doch ist dieser Landstrich mit den Städten Dinant, Chiney und Huy, welcher selbst bis auf die neuesten Zeiten den Namen le Condroz geführt hat, gegenwärtig von einem ächt wallonischen Volksstamme bewohnt, der sich selbst in seiner körperlichen Bildung von den benachbarten deutschen Belgiern auffallend unterscheidet. — Es liegen indessen historische Ereignisse vor, wodurch sich diese Erscheinung erklären läßt. Cäsar brachte bekanntlich den Nerviern eine solche Niederlage bei, daß von 600 Häuptlingen nur noch 3, und von 60,000 Kriegern nur noch 500 übrig waren, die seine Gnade anrufen konnten[13]; und wenn er diesen auch, aus Achtung vor ihrer Tapferkeit, ihr gesammtes Gebiet beließ und sie der Schonung ihrer Nachbarn anempfahl, so waren sie doch schwerlich im Stande, dasselbe auf die Dauer zu behaupten. Ein noch härteres Schicksal traf die Eburonen; ihr Land ward von den Römern planmäßig verheert und alle Bewohner wurden niedergemacht, und da Cäsar zur völligen Vernichtung dieses Volkes[14] auch noch die benachbarten Völ-

13) Caes. B. G. II. c. 28. . . . „majores natu . . . legatos ad Caesarem miserunt, seque ei dediderunt, et in commemoranda civitatis calamitate ex 600 ad 3 senatores, ex hominum millibus 60 vix ad 500, qui arma ferre possent, sese redactos esse dixerunt.“ . . .

Man vergleiche jedoch L. V. c. 39, wo sie schon wieder bedeutende Streitkräfte in's Feld stellen und auch über mehrere untergebene Volksstämme verfügen.

14) Caes. B. G. VI. 34. . . . „Si negotium confici stirpemque hominum sceleratorum interfici vellet, dimittendae plures ma-

kerschaften aufgeboten hatte, welche sich zu einem solchen Geschäft nur allzu bereitwillig finden ließen, so erreichte er seinen Zweck auf das vollständigste. Wenigstens ist seitdem der Name des Volkes spurlos aus der Geschichte entschwunden und andere Völkerschaften erscheinen in ihren ehemaligen Wohnsitzen. Daß aber in Folge dieser Kriege die am meisten gegen Süden vorgeschobenen deutschen Stämme eine rückgängige Bewegung gemacht haben, geht insbesondere auch daraus hervor, daß am Ende des dritten Jahrhunderts der Kaiser Maximilian sich veranlaßt fand, das verödete Land der Nervier und der Trevirer theils einer Art Colonisten, Läti genannt, theils einer sich freiwillig unterwerfenden Schaar Franken zur Bebauung einzuräumen[15]. Erwägen wir nun, daß namentlich die wallonischen Grenzorte Armentieres, Etaires und Merville zu dem spätern Pagus Leticus[16] gehörten, und daß, nach Zosimus[17],

nus .. erant .. Caesar ad finitimas civitates nuncios dimittit: omnes ad se evocat spe praedae ad diripiendos Eburones . . . ut . . . stirps ac nomen civitatis tollatur. Magnus undique numerus celeriter convenit." Cf. c. 43.

15) Eumenes, Panegyr. in Constantium (D. Bouquet T. I. S. 714 C.): „Sicut postea tuo, Maximiane Auguste, nutu Nerviorum et Trevirorum arva jacentia Laetus postliminio restitutus, et receptus in leges Francus excoluit: ita nunc per victorias tuas, Constanti Caesar invicte, quidquid infrequens Ambiano et Bellovaco et Tricassino solo Lingonicoque restabat, barbaro cultore revirescit." Der übrigens sehr gründliche Geschichtsforscher Schayez (a. a. O. I. S. 418) scheint den vollständigen Text dieser Stelle nicht vor Augen gehabt zu haben, und weiß deßhalb auch die Worte postliminio restitutus nicht recht zu deuten. In der Ausgabe von Jäger wird laetus als Adjectiv zu Francus gezogen, was jedoch wegen eben dieser Worte, welche nur auf kriegsgefangene Provinzialen passen, nicht zulässig scheint.

16) F. de Bylandt. Descriptio hist. geogr. Comitatus Flandriae p. 40 u. Schayez, Les Pays. Bas. etc. T. I. p. 426.

17) Zosimus Lib. II. c. 54. (Bekker p. 120.) „Γένος μὲν ἕλκων (Μαγνέντιος) ἀπὸ βαρβάρων, μετοικήσας δὲ εἰς

mindestens bei einem Theile dieser gallischen Läten römische Bildung und Sprache herrschte, so ist es wohl nicht zu gewagt, die gegenwärtige Grenze des deutschen Sprachgebietes mit diesen Kolonisationen in Verbindung zu bringen; wobei noch bemerkt zu werden verdient, daß die durch's Land der Nervier und Eburonen geführte und ehedem mit Militairposten besetzte römische Hauptstraße von Bavai über Gemblours (Geminiacum) und Perwez (Perviciacum) nach Tongern — welche fast die Nordgrenze des Wallonenlandes bildet — den gallischen Ansiedlern einen sichern Schutz im germanischen Gebiete gewährt haben mag.

Die Eroberung Belgiens durch die Franken scheint dagegen auf die Veränderung der Sprachgrenze keinen wesentlichen Einfluß gehabt zu haben; denn sonst hätte die deutsche Sprache, wenn auch nicht bis Paris und Orleans, doch mindestens bis Tournay vordringen müssen, wo König Childerich in der letzten Hälfte des 5. Jahrhunderts herrschte, und wo auch im Jahr 1653 sein Grab gefunden worden ist. Das verhältnißmäßig nicht sehr zahlreiche Frankenheer konnte aber so große Länderstrecken unmöglich dicht besetzen, man trieb deßhalb die vorhandenen Bewohner nicht zurück, sondern unterjochte sie nur. Auch trat seitdem in der dortigen Gegend keinerlei politischer Unterschied zwischen der deutschen und gallischen Bevölkerung hervor, sondern wir finden Wallonen und Deutsche in denselben Gauen [18]) mit gleichen Rechten und unter gleichen Verhältnissen zusammen-

---

Λετοὺς ἔθνος Γαλατικόν, παιδείας τε τῆς Λατίνων μετασχών.“ . . .

18) Solche Grenzgaue waren: der Flandergau, der Menapiscus, der Hasbaniensis, Arduenna und Trevirensis. Vgl. F. de Bylandt Descr. Comit. Flandr. p. 33 cett. — Car. E. Imbert, Geogr. pagorum . . . inter Scald. et Mos. flumina p. 80 cett. (Annal. Acad. Lovan. 1817—19.) . Jusseret, Atlas historique . . . . № IV.

lebend, was gewiß nicht der Fall sein würde, wenn diese die Sieger und jene die Besiegten gewesen wären.

Aus späterer Zeit haben wir dann ein ausdrückliches Zeugniß, daß im 11. Jahrhundert die Grafschaften Boulogne und Bouillon, wie noch jetzt, an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes lagen. Otto von Freisingen sagt nämlich von Gottfried von Bouillon, der ein Sohn des Grafen Eustathius von Boulogne war, daß derselbe auf der Grenze der romanischen und deutschen Franken gelebt und darum beider Völker Sprache geredet habe[19]. — Wenn hiernach mindestens während der letzten 800 Jahre eine merkliche Veränderung in dieser Sprachgrenze nicht Statt gefunden hat, so dürfte die Behauptung des Chronisten de Meyer, daß die wallonische Sprache vordringe, und derer, welche ihm beipflichten, noch einer näheren Prüfung und Begründung bedürfen; um so mehr, als in Lüttich und Namur — weniger im Hennegau — nicht nur die Sprache, sondern auch die Gestalt, die Sitten und das ganze Wesen einen andern Volksstamm verrathen. Die deutschen Namen vieler französischen Ortschaften erklären sich theils durch die in jene Gegenden verpflanzten deutschen Kolonien (vgl. Anm. 15), theils dadurch, daß die fränkischen Krieger, denen bei Eroberung Nord-Galliens eine Menge Güter zu Theil wurden, ihren neuen Besitzungen häufig deutsche Namen gaben, auch gewiß theilweise mit Landsleuten besetzten[20]. Als aber später dieser Herrenstamm am romanisirten Königs-

---

19) Chronicon Ott. Fris. L. VII. c. 5. „Gotfridus . . . etiam inter Francos Romanos et Teutonicos, qui quibusdam amaris et invidiosis jocis jocari solent, tamquam in termino utriusque gentis nutritus, utriusque linguae scius, medium se interposuit ac ad commanendum multis modis informavit.“

20) Ohne Zweifel waren es auch die herrschenden Franken, welche, nach Harulf's Aussage, noch im 10. Jahrhundert das wegen des Siegs über die Normannen zu Ehren Ludwig's verfaßte deutsche Lied in Frankreich zu singen pflegten. Vgl. Oudegherst Annales de Flandre édit. de Lesbroussart C. I. note 10.

hofe seine Muttersprache verlernte, und, bei den fast ununterbrochenen Kriegen, gewiß sehr viele Familien ausstarben, auch endlich die Güter größtentheils zu Dörfern erwuchsen, da tauchte mit der sich wieder erhebenden eingeborenen Bevölkerung auch die gallorömische Sprache wieder auf, und nur die deutschen Ortsnamen blieben hin und wieder bestehen[21].

---

21) Hören wir zum Beschluß die Ansichten der Niederländischen Gelehrten über diesen Gegenstand: Raepsaet sagt (Analyse hist. et crit. de l'origine des Belges. Gand. 1824. T. I. p. 18): „Le Hainaut, le Namurois et le pays de Liége représentent dans la carte de la Belgique une enclave, à partir du point de la Picardie et de la Champagne, hors de laquelle toutes les provinces parlent, les unes l'allemand et les autres le flamand ou le bas allemand.

Mais cette enclave représente à peu prés tout l'ancien pays des Nerviens, des Eburons et des Attuatiques; or on sait que Caesar a exterminé ces nations; puis, par la suite, il a repeuplé le pays par des colonies et qu'il a bien voulu épargner les cinq peuplades qui n'avaient pas pris part à l'assaut du camp de Cicéron.

Mais Caesar n'a pu tirer ces colonies ni des Ménapiens ni des Morins puisque leur pays était si désert, qu'il a fallu même y en envoyer; par la même raison il n'a pas non plus pu en tirer des bords du Rhin ni des Ardennes; il a donc fallu les prendre dans la Picardie, la Champagne et les autres parties des Gaules; ces colonies auront donc introduit la langué gauloise dans le Hainaut, le Namurois et le pays de Liége, tandis que les cinq peuplades des bords de l'Escaut échappées à la vengeance de Caesar, et les autres provinces Belgiques, qui n'avaient eu aucunne part à l'entreprise d'Ambiorix, auront conservé leur langue, qui était la teutonne, ainsi que leurs moeurs, leurs coutumes et usages germaniques.“ Diese Meinung, welche durch die obige Untersuchung im Wesentlichen bestätigt und, wenn auch auf andere Weise, näher begründet worden ist, hat fast von allen Seiten Widerspruch gefunden. J. D. Meyer behauptet in einer besondern Abhandlung, (Mémoire sur l'origine de la différence relative à l'usage de la langue Flamande et Wallone dans les Pays-Bas, in den Nouv. Mem. de l'Acad. de Bruxelles T. III. S. 435—491), daß kein geschichtlicher Vorgang, sondern nur der überwiegende Einfluß der französischen Sprache und Literatur die deutsche Sprache so weit zurückgedrängt habe; indessen fällt die Ausbildung der französischen Litera-

§. 3.

Die deutsche Sprachgrenze in Frankreich.

Von der Mosel bis zur Birs, welche über Basel in den Rhein mündet, sind die äußersten deutschen Ortschaften [1]): Stückingen, Kedingen (Kedange), Bolchen (Boulay) unweit der Nied, Falkenberg [2]) (Faulquemont)

---

tur in eine weit spätere Zeit, als das geschichtlich nachweisbare Dasein der wallonischen Sprache in Belgien, und die Einwirkung der lateinischen Sprache und Gesittung hätte in der Gegend von Trier mindestens eben so viele Spuren zurücklassen müssen, als in der Umgegend von Bavai (Bavacum Nerviorum). Derselbe Einwurf gilt auch gegen die Erklärung, welche Warnkönig giebt, daß nämlich im 5. Jahrhundert nur etwa bis in die Mitte Belgiens, wo die Berggegenden beginnen, nicht romanisirte sächsisch-fränkische Ansiedler vorgedrungen seien, während südlicher die seit Jahrhunderten römisch gewesenen germanischen oder gallischen Bewohner die römische Civilisation angenommen hätten. Warum wäre dann z. B. das in der Berggegend gelegene, romanisirte Trier deutsch geworden? Schayez bestreitet vorzugsweise die von Raepsaet vorgebrachten Gründe, indem er sehr richtig nachweist, daß Cäsar die Nervier keineswegs gänzlich vernichtet habe, und für die Einwanderung gallischer Colonisten in ihr Land ausdrückliche historische Beweise fordert. Er schließt dann mit den Worten (T. II. S. 85): „Quoi qu'il en soit, malgré les savantes recherches des Meyer, des Raoux et des Raepsaet, la cause et l'epoque de l'introduction du wallon dans la Belgique actuelle sont restées et resteront probablement toujours un des points les plus obscurs de notre histoire." Nach einem solchen Urtheil darf dann auch wohl der Verf. bei der von ihm versuchten Erklärung auf eine nachsichtige Beurtheilung rechnen.

1) Die genauere Bezeichnung dieser Grenze von der Mosel bis zu den Quellen der Saar verdanke ich der gütigen Vermittelung meines langjährigen Freundes, des Pfarrers und Gymnasiallehrers Messerer in Saarbrück; von da bis an die Schweiz dem seit einigen Jahren zu Thann lebenden jungen Chemiker Gundelach aus Cassel.

2) Hier wohnen auch Franzosen; deßgleichen in Vionville und andern französischen Grenzdörfern Deutsche, so daß es schwer ist, die eigentliche Sprachgrenze zu ermitteln, wenn man nicht an Ort und Stelle die näheren Verhältnisse kennen lernt.

an der deutschen Nied, Vinstingen (Fenestrange) an der Saar, oder eigentlich Hoff, welches noch höher liegt als die Mündung des Bieberbaches. Von da geht die Sprachgrenze ungefähr in der Richtung des genannten Baches in's Gebirge, und folgt dann der Wasserscheide der Vogesen, nur daß die obersten Gebirgsthäler der Breusch (bis Rothau einschließlich), der Scher (bis Meissengott), der Leber (bis Lieppre) und der Weiß (bis Orbay) romanisch sind. Auch von dem südlichen Abhange der Vogesen, vom Bärenkopf an, fällt die Sprachscheide zwischen dem Rhein und dem Doubs fast mit der Wasserscheide zusammen, so daß die Ill nebst ihren Zuflüssen, deßgleichen die Lützel, welche über Lauffen in die Birs mündet, noch deutsch sind. Der letzte deutsche Ort an der Birs ist Liesberg. Demnach sind die äußersten französischen Ortschaften: Condé an der Nied, Bionville, Morhange, Dieuze (ad decem pagos), Sarrebourg (pons Saravi), Aberschwiller, St. Quirin, Rothau oder vielmehr Labroque (die Brücke) am linken Ufer der Breusch, Schirmeck gegenüber, Meisengott, St. Marie und Lieppre, La Poutroie (Schnierlach), Orbai, Giromagny an der Savoureuse, Rougemont, Levoncourt und Delemont (Delsberg) an der Birs.

Unter den Völkerschaften, welche mit Ariovist gegen die Römer kämpften, werden die Triboccer, die Nemeter und die Vangioner ausdrücklich genannt[3]). Daß die ersteren, ungeachtet der verlornen Schlacht, auf dem linken Rheinufer geblieben sein müssen, ersieht man aus Cäsar's späterer Angabe, wo er sie neben den Mediomatrikern als Bewohner des linken Rheinufers aufführt[4]); und da er ihnen das ganze Rheinufer von den Mediomatrikern bis zum Gebiet der Trevirer zuschreibt, wo Plinius (§. 1. Anm. 7)

---

3) Caes. B. G. L. I. c. 51.

4) Caes. B. G. L. IV. c. 10. (Siehe §. 1, Anm. 5.)

noch die Nemeter und Vangioner besonders nennt, so darf man wohl mit Gewißheit annehmen, daß auch diese beiden Völkerschaften sich schon damals jenseits des Rheins angesiedelt hatten. Somit hätten wir denn auch ungefähr die Zeit gefunden, wo sich die Sprachgrenze in diesen Gegenden festgestellt haben mag. Aus den Anforderungen des Ariovist's an die Sequaner, daß sie erst ein Drittel und später noch ein Drittel ihres Gebietes räumen und an die Deutschen abtreten sollten [5]), ersehen wir wenigstens, daß diese Heerzüge nicht, wie später, nur plündern und unterjochen, sondern einen Theil des eroberten Landes ausschließlich besetzen wollten, und dürfen vermuthen, daß die Mediomatriker, welche auch nur einen Theil ihres Gebiets an die Deutschen verloren, diesen völlig geräumt haben.

Schöpflin glaubt zwar, die ursprüngliche keltische Sprache des Elsasses sei durch das Lateinische, und dieses erst später zur Zeit der Franken und Alemannen durch das Deutsche verdrängt worden [6]); aber die Römerherrschaft hat sich, gleichwie auch die Frankenherrschaft, weit über die gallisch-deutsche Sprachgrenze hinaus erstreckt, es müssen daher bei Bildung dieser letzteren noch andere Einflüsse obgewaltet haben, und als einen solchen wird man jedenfalls diese Einwanderung müssen gelten lassen. Augustus nahm dann auch, wie es scheint, von diesen späteren Niederlassungen Veranlassung, die beiden Provinzen, Ober- und Nieder-Germanien von Belgien zu trennen, und darum fallen in den Vogesen, wo die deutschen Ansiedler an gallische Bel-

---

5) S. §. 1. Anm. 3.

6) Schöpflin Als. Jll. T. I. p. 96. Concludimus hinc, Alsatiam, per omnem seculorum decursum, non nisi bis linguam mutasse, quando nempe Celticae illi primaevae et indigenae Romana primum, Romanae deinceps Teutonica, quae ad nostram usque durat aetatem, successit; sed ita successit, ut tamen ubique tolleretur Romana."

gier grenzten, nicht nur die römische Provinzialgrenze, sondern auch die Diöcesan- und die späteren Gaugrenzen mit der Sprachgrenze zusammen [7]; während in den Provinzen Belgica prima und secunda, wo das Zusammenleben der deutschen und der gallischen Belgier älter ist, als die Römerherrschaft, die ursprüngliche Stammverschiedenheit — die Sprachgrenze — weder bei der römischen Eintheilung in Provinzen und Diöcesen [8]) noch bei der fränkischen Gaueintheilung Berücksichtigung gefunden hat.

Vielleicht ist es nicht zufällig, daß auch hier die römische Heerstraße, welche nach der Peutinger'schen Karte von Straßburg über Pons Saravi und ad decem Pagos nach Metz führte, gleichwie die zwischen Bavai und Tongern die Grenze des romanischen Lothringens bildet. Man darf übrigens erwarten, daß eine genauere topographische Ermittelung der auf der Sprachgrenze zwischen der Mosel und den Saarquellen gelegenen älteren Herrschaften, welche häufig den Unterabtheilungen der größeren Gaue entsprechen, noch manchen Beitrag zur Feststellung der ursprünglichen Volksgrenze in dieser Gegend liefern werde [9]).

---

7) Schöpfl. Als. Jll. T. I. p. 147. „Hoc mòdo Germaniae superiori . . . Vogesus ad occasum." . . . Die Diöcesaneintheilung des Elsasses ward zwar erst unter der fränkischen Herrschaft fest begründet, doch folgen die westlichen Grenzen der Diöcesen Basel und Straßburg, sowie auch die des Südgaus und des Nordgaus dem Gebirgsrücken der Vogesen. Cf. Schöpflin ibid. p. 342. „Alsatiae Hierarchia non nisi sub Francica Periodo certum et durabilem statum obtinuit, qui a Pipini Regis temporibus ad nostram usque aetatem perdurat." Eine Gaukarte des Elsasses ebendas.. S. 619.

8) Die Sprachgrenze durchschneidet hier die Diöcese Metz und den Saargau, den Niedgau und den Albgau. Vgl. Kutscheit hist. geogr. Atlas (der zwar im Einzelnen nicht als Führer dienen, jedoch im Allgemeinen wohl als Beleg gelten kann).

9) So weit die mir zugänglichen Quellen reichen, fällt nämlich die Nordgrenze des Landes von Metz (Pays-Messin) und der früher ebenfalls der Kirche von Metz gehörigen, später an Lothringen gekommenen, Herrschaften Marsal und Sarrebourg fast ganz mit

§. 4.

Die deutsche Sprachgrenze in der Schweiz.

Von der Birs bei Lauffen folgt die Sprachgrenze der mit der Wasserscheide zusammenfallenden Grenze des Kantons Solothurn, und wendet sich dann zur Süß, welcher Bach bis zum Bieler See die Sprachen trennt. Von da läuft dieselbe längs dem östlichen Ufer des Bieler Sees bis an den Einfluß der Ziel, folgt dieser bis an den See von Neufchatel und dessen nordöstlichem Ufer bis zur Broye, die wiederum die Sprache scheidet bis zum Murtensee. Vom Murtensee aus stößt die Sprachgrenze in südlicher Richtung auf die Saane, wo diese die Suhn aufnimmt, folgt der Saane bis oberhalb Freiburg, durchschneidet in fortgesetzter südlicher Richtung die Thäler des Ärgernbach, der Jaun und der oberen Saane, und wird erst auf dem Gipfel des Pillon von der mit ewigem Schnee bedeckten Kette der Berner Alpen fast in einen rechten Winkel nach Osten gedrängt. Doch schon am wilden Strubel überschreitet sie das Gebirg, indem sie sich von Neuem nach Süden wendet, zwischen Leuk und Siders über die Rhone geht und den Monte Rosa mit mehreren Gebirgsthälern in's deutsche Sprachgebiet einschließt. Von da folgt sie über den St. Gotthard bis zum Martins Joch, in dessen Nähe die drei Kantone Glarus, St. Gallen und Graubündten sich berühren, der Linie des ewigen Schnees; nur daß auch am Simplon und an der oberen Tosa das Deutsche etwas nach Italien übergreift. Da auch in einigen zum Kanton St. Gallen gehöri-

der Sprachgrenze zusammen. Indessen dürfen aus einem solchen, oft zufälligen, Zusammentreffen keine historischen Folgerungen gezogen werden, bevor man nicht beide Grenzen nach Spezialkarten ermittelt, und den sämmtlichen darauf bezüglichen Urkundenvorrath sorgfältig benutzt hat. Es bleibt dies die sehr verdienstliche Aufgabe der historischen Localvereine.

gen Ortschaften, z. B. zu Vättis an der Tamina noch romanisch gesprochen wird, und, wie von Salis [1]) behauptet wird, auch Maienfeld und der Prätigau im 15. Jahrhundert noch romanisch gewesen sind, so bildete wohl die nördlichste mit ewigem Schnee bedeckte Alpenkette, welche der Rhein bei Ragaz und der Inn am Finstermünzpaß durchbrochen hat, die ursprüngliche Vormauer der romanischen Rhätier gegen die andringenden Deutschen. Gegenwärtig durchschneidet aber die Sprachgrenze das Rheinthal am Zusammenflusse des Vorderrheins und des Hinterrheins und folgt dann der Wasserscheide zwischen dem Plessur und der Albula, doch ist das Thal von Davos, welches in's Albulathal mündet, auch noch deutsch. Alsdann gewinnt die Sprachgrenze wieder die Schneelinie, geht an der Grenze von Engadin über den Inn, und erreicht dann, in südlicher Richtung, die Ortelesspitze [2]).

Die bedeutenderen deutschen Grenzorte sind demnach:

---

1) Salis-Seewis (Joh. Ulr. v.) hinterlassene Schriften. Chur, 1834. S. 30. „Chur, Schalfik, Churwalden, ganz Prätigau, die Hochgerichte Maienfeld und der fünf Dörfer waren noch im Anfang des 15. Jahrhunderts romanisch."

2) Die genaue Bezeichnung dieser Sprachgrenze verdanke ich dem vorhinnigen Gymnasiallehrer in Zürich, Hrn. Dr. Albert Schott zu Stuttgart, welcher mir dieselbe zu der vorliegenden Arbeit auf einer Specialkarte angegeben und zur freien Benutzung überlassen hat. Die Schrift desselben über die Deutschen am Monte Rosa, Zürich 1840. 4. (Im Auszug abgedruckt in Berghaus Annalen der Erdk. Bd. 70. S. 183—192. S. 274—285. Berl. 1840. Erweitert u. d. Tit.: Die deutschen Colonien in Piemont. Stuttg. 1842. 8.) kann ich zugleich als Beispiel und Muster anführen, wie eine jede deutsche Mundart durch die betreffenden Geschichtsvereine behandelt werden sollte; dann wird die Ausbeute für deutsche Sprache und Geschichte gewiß alle Erwartung übertreffen. — Hr. Pfarrer Bänziger in Altstetten (St. Gallen) hatte die Güte, mir auf einer Specialkarte von Graubündten die Sprache eines jeden einzelnen Dorfes zu bezeichnen, und außerdem habe ich im Jahr 1840 auf einer Reise nach Italien mehrere Strecken persönlich untersucht.

Lengenau auf der Straße zwischen Solothurn und Bienne (Biel), Nidau und Erlach am Bieler See, Murten, Freiburg, Teutlingen am Ärgernbach, Jaun, Saanen, Gsteig, Leuk oder genauer Salgesch unweit der Rhone, Plumat im Turtmannsthal, Issime im Lesathal, wo sich die deutsche, die italienische und die französische Sprachen berühren, Alagna an der Sesia, Rima an der Sermenta, Rimella im Thal Mastalone, Macugnana an der Visp (Anza), Simpeln an der Simplonstraße — im tiefer liegenden Dörfchen Gunz (auch Ruden, ital. Gondo) wird schon viel Italienisch gesprochen, doch ist Kirche und Schule deutsch — Pommat (Formazza) an der Tosa, Bosco (der deutsche (?) Name Gurin ist wenig bekannt) im Rovanathal, Hospital am St. Gotthard, Reichenau am Rhein, Schmitten im Davosthal, St. Martinsbrück am Inn und Taufers am Rom, der bei Glurns in die Etsch fällt.

Diesen Ortschaften stehen auf französischem, beziehungsweise italienischem Sprachgebiete entgegen: Bozingen an der Süß, Bienne und Landeron am Bieler See, Montmiral und La Sauge am Neuenburger See, Sugy und Faoug am Murtensee, Belfaux an der Suhn, Villars an der Saane, Marly am Ärgernbach, Charmay an der Jaun, Rougemont an der Saane, Plaine des Isles im Val d'Ormond, Siders an der Rhône, Ayer im Val d'Anniviers (Einfischthal), S. Giacomo[3]) im Val Challant, Fontaine-Moré im Lesathale, Riva an der Sesia, Carcoffaro an der Sermenta, Baranca am Mastalone, Vanzone an der Anza, Isella an der Simplonstraße, Fopiano an der Tosa, Cerentino an der Rovana, Bonaduz am Rhein, Filisur im Davosthal, Schleins am Inn und Münster am Rom.

---

3) Richtiger St. Jaques d'Ayas, weil hier noch eine französische Mundart herrscht.

Als Cäsar nach Helvetien kam, war das ganze Land noch von gallischen Stämmen bewohnt. Livius behauptet zwar, daß schon zu Hannibals Zeiten halbdeutsche Völkerschaften in den penninischen Alpen seßhaft gewesen seien [4]), und ein scharfsinniger, neuerer Schriftsteller hat, auf dieses Zeugniß gestützt, den germanischen Ursprung der von A. Gellius genannten Hermundulen, sowie der Tulingen des Cäsars begründen wollen; aber Cäsars ausführliche und bestimmte Nachrichten über die Helvetier, welche er ausdrücklich Gallier nennt und den Germanen entgegensetzt [5]), gestatten wohl kaum einen Zweifel über ihre keltische Abstammung. Durch die Gewalt der römischen Waffen wurden sie verhindert, ihr Land schon damals den gefürchteten germanischen Nachbaren zu überlassen, und unter römischem Schutze scheinen sie einen langjährigen Frieden genossen und im Wohlstande gelebt zu haben, als plötzlich der Bürgerkrieg zwischen Galba und Vitellius (69 v. Chr.) den mittleren Theil, von der Aar bis nach Rhätien, in eine Wüste verwandelte [6]). Aventi-

4) Livius L. XXI. c. 38. . . . „utique quae ad Penninum ferunt, obsepta gentibus semigermanis fuissent.“

5) J. Caes. B. G. L. I. c. 1. . . . „Helvetii . . . reliquos Gallos virtute praecedunt, quod fere quotidianis proeliis cum Germanis contendunt.“ . . . Von den Belgiern wußte er sehr wohl, daß ein Theil derselben eingewanderte Deutsche waren; wie sollte ihm das bei den Helvetiern entgangen sein?

6) Tacit. Hist. L. I. c. 67. „Plus praedae ac sanguinis Caecina hausit. Irritaverant turbidum ingenium Helvetii, Gallica gens, olim armis virisque, mox memoria nominis clara, de caede Galbae ignari et Vitellii imperium abnuentes. . . . vastati agri, direptus longa pace in modum municipii exstructus locus amoeno salubrium aquarum usu frequens. Missi ad Rhaetica auxilia nuntii, ut versos in legionem Helvetios a tergo aggrederentur. c. 68. . . . undique populatio et caedes. Ipsi in medio vagi abjectis armis, magna pars saucii aut palantes in montem Vocetium perfugere. Ac statim immissa cohorte Thracum depulsi et consectantibus Germanis Rhaetisque per silvas atque in ipsis latebris trucidati. Multa ho-

cum, die Hauptstadt Helvetiens, welche der Zerstörung durch zeitige Uebergabe entging, ward später vom Kaiser Vespasian durch eine Kolonie Veteranen verstärkt, wodurch zugleich die gallische Bevölkerung auch für spätere Zeiten einen bedeutenden Stützpunkt gewonnen zu haben scheint; die Trümmer dieser Stadt, jetzt Avenche, südlich vom Murtensee bilden wenigstens noch immer den äußersten Vorposten des französischen Sprachgebietes im Westen [8]), gleichwie im Osten hauptsächlich das von den Römern fortwährend mit Besatzung versehene Rhätien der gallischen Bevölkerung Schutz verliehen zu haben scheint, wie wir aus der daselbst erhaltenen romanischen Sprache ersehen [9]). In den entvölkerten Gegenden

minum millia laesa, multa sub corona venundata. Cumque dirutis omnibus Aventicum gentis caput justo agmine peteretur, missi qui dederent civitatem et deditio accepta."

7) „Colonia Pia Flavia Constans Emerita Aventicum Helvetiorum foederata." Gruteri Inscr. p. 427 № 12.

8) Aventicum war zwar im 4. Jahrhundert schon verödet, wenigstens im Vergleich mit seinem ehemaligen Glanze, indessen war es noch die Hauptstadt der Penninischen Alpen (vgl. Amm. Marcell. L. XV. c. 11. „Alpes Grajae et Poeninae . . . habent et Aventicum, desertam quidem civitatem, sed non ignobilem quondam, ut aedificia semiruta nunc quoque demonstrant") und erst am Ende des 6. Jahrhunderts verlegte Marius seinen Bischoffitz von Aventicum nach Lausanne (Joh. v. Müller, Gesch. der Schweiz Buch I. Cap. 9).

9) Rhätien ward unter dem ostgothischen Könige Theodorich († 526) noch ganz als römische Provinz verwaltet und blieb fortwährerd von römischen Provinzialen bewohnt. (Vgl. Cassiodor. Variarum L. VII. Form. 4. . . . „Ducatum tibi credimus Rhaetiarum . . . ita tamen, ut milites tibi commissi vivant cum provincialibus jure civili; nec insolescat animus qui se sentit armatum; quia clypeus ille exercitus nostri, quietem debet praestare Romanis.") Denn da die rhätischen Alpenpässe als die beste Schutzmauer gegen die nordischen Völker betrachtet wurden, so unterhielten selbst die deutschen Beherrscher Italiens eine hinlängliche Besatzung zum Schutze dieser Gegenden, (Cassiodor. l. l. „Rhaetiae namque munimina sunt Italiae et claustra provinciae; quae non immerito sic appellata esse judicamus (scil. retiae), quando contra feras et agrestissimas gen-

zwischen diesen beiden römischen Provinzen siedelten sich dann später meist Deutsche an, so daß nach und nach der größere Theil des Landes völlig germanisirt wurde. Die helvetische Wüste, deren schon Ptolemäus, aber freilich zwischen dem Schwarzwalde und der schwäbischen Alp, gedenkt, wagen wir nicht auf die Schweiz zu beziehen, indessen paßt diese Stelle eben so wenig auf die alten Sitze der Helvetier zwischen dem Rheine, dem Maine und dem Hercynischen Walde, deren Tacitus als einer nicht unwahrscheinlichen Sage Erwähnung thut[10]); Ptolemäus mag daher wohl hier, wie an manchem andern Orte, durch seine Quellen irre geleitet worden sein. Jedenfalls hatten sich zur Zeit der Völkerwanderung die gallischen Bewohner zurückgezogen, so daß die einwandernden Deutschen diese Gegend in einem verödeten Zustande trafen, denn sie gaben ihr den Namen Uechtland (desertum). Und die heiligen Männer, welche im fünften, sechsten, ja selbst im siebenten Jahrhundert und noch später den neuen Ankömmlingen die christliche Lehre verkündigen wollten, mußten damit anfangen, sich Hütten in der Wildniß zu bauen und durch Ackerbau diese Gegenden wieder urbar zu machen, während z. B. in Chur die christliche Religion selbst durch die Völkerwanderung nicht war

---

tes velut quaedam plagarum obstacula disponuntur"), wo dann auch am Ende des 8. Jahrhunderts noch die alten Rhätier als die Bewohner des Landes genannt werden. (Paul. Warnef. Hist. Long. L. II. c. 15. „Inter hanc (Liguriam) et Suaviam h. e. Alemannorum patriam, quae versus septentrionem posita, duae provinciae, i. e. Rhaetia prima et Rhaetia secunda inter Alpes consistunt, in quibus proprie Rheti habitare noscuntur.")

10) Ptol. Geogr. L. II. (ed. Wilberg p. 150) . . . „καὶ ἡ τῶν Ἐλουητίων ἔρημος μέχρι τῶν εἰρημένων Ἀλπίων ὀρέων." (S. d. Schwäb. Alp.)

Tac. Germ. c. 28. „Igitur inter Herciniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, ulteriora Boji, Gallica utraque gens, tenuere."

verdrängt worden [11]). Lupicinus (st. u. 480) und Romanus fanden zwischen Burgundien und Alemannien eine völlige Einöde. Als der heil. Gallus im Jahr 613 die Stätte zu dem Kloster suchte, welches unter seinem Namen so berühmt geworden ist, war die dortige Gegend nur ein Aufenthaltsort für Bären, Wölfe und wilde Schweine. Ja der heil. Meinrad, der Stifter von Einsiedeln (st. gegen 860), fand noch vom Züricher See bis an die Penninischen Alpen eine große Einöde [12]).

So erklärt sich dann auch, weßhalb die Burgunder, welche sich größtentheils in einer bewohnten keltisch-römischen Provinz niederließen, nach und nach selbst romanisirt wurden, während die Alemannen, welche theils in deutsch-römische, theils in verödet keltisch-römische

11) Salis-Seewis hinterlassene Schriften. Chur 1834. Abthl. I. S. 12. „Auch die christliche Religion erhielt sich in dem Churer Bisthum, dessen ältester, 452, bekannt gebliebener Bischof Asimo hieß."

12) Joh. v. Müller Schweiz. Gesch. Bd. I. Cap. 9. (Sämmtl. Werke Bd. 19, S. 133—141.)

Greg. Turon. Patr. C. I. . . . „et accedentes (Lupicinus et Romanus) simul inter illa Jurensis deserti secreta quae inter Burgundiam Allemanniamque sita Aventicae adjacent civitati tabernacula figunt . . . victum de radicibus quaerentes herbarum."

Vita S. Galli auct. Walfrido Strabone. L. I. c. 10. (Goldastus, Rer. Alamannicarum scriptores T. I. p. 148.) Die Gegend, wo der heilige Gallus die berühmte Abtei seines Namens gründete, ward ihm mit folgenden Worten geschildert: „Haec, o pater, solitudo aquis est infusa frequentibus, asperitate terribilis, montibus plena praecelsis, angustis vallibus flexuosa, bestiis possessa saevissimis; nam praeter cervos et innocuorum greges animalium, ursos gignit plurimos, apros innumerabiles, lupos numerum excedentes, rabie singulares. Timeo igitur ne, si te illuc induxero, ab hujusmodi hostibus devoreris." . . .

Vita Meinradi. (Acta Sanct. Januar T. II. S. 383.) . . „Quadam die sumsit secum (Meinradus) scholasticos quos nutrierat, et praedictum locum (Turicinum) transnavigans, intravit eremum, quae ipsius laci (!) littori adjacet et usque ad Alpes Penninas tendit."

Provinzen einzogen, ihre Sprache beibehielten; deßgleichen warum die nunmehr deutsche Schweiz im Südwesten einen ganz andern Charakter zeigt, als im Osten, indem dort die Burgunder, hier die Alemannen die verödeten Gegenden nach und nach anbaueten, denn die Romanen selbst scheinen keine große Neigung zu Kolonisationen gehabt zu haben. Es würden demnach, wenn die vorstehende Ausführung sich als richtig beweisen sollte, auch die durch die Untersuchungen des scharfsinnigen A. Schott gewonnenen Ergebnisse, daß „die Deutschen am Monterosa, mit ihren Stammgenossen in Wallis und Uechtland als reine Burgunder", die Schweizer „im Osten der Reus als reine Alemannen", dagegen „die Deutschen längst der Aar im deutschen Theile des Bisthums Lausanne, und im transjuranischen Archidiakonat von Konstanz als Burgunder die alemannischen Einfluß, die zwischen Aar und Reus, als Alemannen die Burgundischen Einfluß erfahren haben", zu betrachten seien, hierdurch eine weitere Bestätigung erhalten [13]).

Was die Deutschen im Süden des Monterosa betrifft, welche etwa eine Bevölkerung von 7000 Seelen bilden, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß es Kolonien sind, die ihre Entstehung den in jenen Alpenthälern betriebenen Goldbergwerken verdanken, und die, ähnlich der am Harze unter Niederdeutschen angesiedelten mitteldeutschen Bergwerkskolonie, in ihrer Abgeschlossenheit die vaterländische Sprache treu bewahrt haben. In früheren Zeiten mag sich die deutsche Kolonisation, wegen ähnlicher Geschäftsbetriebe, noch in andere italienische Thäler verbreitet haben; wenigstens findet sich im Val Challant ein Bezirk, welcher noch jetzt »le canton des Allemands« heißt, wiewohl daselbst kein deutsch mehr gesprochen wird, und selbst in Ornavasco an der Tosa; nicht fern vom Lago maggiore gibt es noch Spuren der deutschen

---

13) Alb. Schott a. a. O. (Ausgabe von 1840.) S. 37.

Sprache. Aber im Lesathale selbst, welches doch als der Hauptsitz dieser deutschen Bevölkerung betrachtet werden muß, fällt nicht nur die Naturgrenze zwischen der Alpenwelt und dem italienischen Klima, mit der Sprachgrenze zusammen, sondern auch die Bauart der Häuser und andere Einrichtungen, z. B. die Einfassung der Brunnen u. dgl. zeugen davon, daß im Allgemeinen auch hier die eigentliche Volksgrenze noch an der deutschen Sprache erkenntlich ist. Zweifelhafter ist es, ob dieß auch in der Zukunft der Fall sein wird, da die katholische Kirche, welcher völlige Einheit der Sprache in ihren Sprengeln nicht nur viel bequemer, sondern auch wegen Ueberwachung etwaiger Ketzereien fast wesentlich erscheint, auf die Verbannung fremdartiger Bestandtheile fortwährend hinarbeitet, und da ihr das in der neueren Zeit bedeutend gesteigerte Schulbedürfniß ein sehr wirksames Mittel zu Erreichung dieses Zweckes in die Hände gegeben hat [14]).

14) Alb. Schott. (Ausg. v. 1842.) S. 89. „Ueber die volkszahl der acht gemeinden fehlt es mir an sichern angaben. . . . . ich glaube, dass die zahl derselben im ganzen nicht über 7000 beträgt,“

S. 42. „Es scheint, der goldreichthum des Monte Rosa wolle sich nach und nach erschöpfen.“ . . . daher arbeiten hier (in Alagna) im ganzen nur noch sechs menschen.“ . . . .

S. 28. „In der nähe von Ayas befindet sich ein bezirk der canton des Allemands heisst. Dort haben viele güter deutsche namen. . . . . Jetzt herrscht im ganzen Ayasthal das augsthalische Romanisch.“ . . .

S. [illegible]. „In Issime, dem ersten deutschen ort, findet man auch zuerst wieder mehrere laufende brunnen; der deutsche Fleiss giebt sich zuerst wieder mit dem ab, was die welsche bequemlichkeit lieber entbehrt, als mühsam erwirbt.“ . . . . „Die gegend wird (von Fontana Moro aufwärts) allmählich rauher: schon ehe man nach Issime kommt, steht am Weg eine fichte, freilich noch ganz vereinzelt. An den bergen aber haben die kastanien bereits aufgehört, fichten, buchen und birken sind an die stelle getreten.“ S. 11. „In Issime herrscht schon ganz die alpennatur, nichts erinnert mehr an Italien.“ vergl. S. 102 u. S. 124.

Auf dem nördlichen Abhange der Alpen scheint der romanischen Sprache ein ähnliches Schicksal bevorzustehen, indem dieselbe hier in Folge deutscher Kolonisation mehr und mehr Boden verliert. Die Germanisirung des Rheinthales vom Bodensee bis an das heutige Graubündten mag zunächst durch das gewaltsame Andringen der Alemannen bewirkt worden sein; doch deutet die Menge romanischer Ortsnamen im Illthale (Montafun) und an der alten Heerstraße von Chur nach Bregenz [15]) hinlänglich an, daß die romanische Bevölkerung in diesem Theile Rhätiens sich wenigstens theilweise neben den deutschen Einwanderern behauptet hat, während von Chur aufwärts Alles romanisch blieb.

Späterhin, als Deutschland die Herrschaft über Italien gewonnen hatte, war jedoch den deutschen Kaisern die Sicherung der Alpenpässe nicht minder wichtig als vordem den Beherrschern Italiens, und sie konnten diesen Zweck besser erreichen, wenn deutsche, ihnen mehr ergebene, Völkerschaften in dem Hochgebirge hauseten, als wenn diese Pässe im ausschließlichen Besitze der bisherigen romanischen Bevölkerung blieben. Das scheint wenigstens der Ursprung der deutschen Sprachinsel am Splügen zu sein. Normann [16])

S. 247. . . . . „vor etwa 12 jahren hat der bischof (von Novara) den gebrauch der deutschen Sprache beim gottesdienste (zu Rima) untersagt, weil es schwierig sey, deutsche geistliche zu bekommen. Jetzt, da die Gemeinde einen jungen mann aus Rima, sofort nach vollendung seiner studien zum Pfarrer gewählt hat, fiel dieser Grund weg, das verbot ist aber dennoch streng erneuert worden.

S. 249. In Issime sind predigt und schule früher deutsch gewesen; seit längerer Zeit ist beides französisch.

15) Z. B. Taläs, Schruns, Bludenz, Satteins, Gösis, Baduz (vallis dulcis), Disis, Götzis u. s. w.

16) Normann (Gerh. Phil. Heinrich), Geogr. stat. Darstellung des Schweizerlandes. Hamb. 1797. Thl. III. S. 2462—63.—Die auf der Karte in dieser Sprachinsel angegebenen deutschen Ortschaften sind: Tufers, Splügen, Rufenen, Hinterrhein, Cresta Avers,, Tusis, Plaz, Valendas, S. Peter, Zavreila; und westlich im romanischen Gebiet Neukirch und Obersax am Vorderrhein.

sagt in dieser Beziehung: „Kaiser Friedrich I. von Hohenstauffen führte in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine schwäbische Kolonie in den damals noch unbewohnten Rheinwald, um sich dadurch seine öfteren Züge über den Splügnerberg nach Italien zu erleichtern. Diese breitete sich nach und nach in den angrenzenden höhern Bergthälern aus, die noch von ihren Nachkommen bewohnt werden, in deren Sprache auch noch einzelne Worte und ganze Redensarten mit der Sprache der damaligen Minnesänger übereinstimmen". . . dieselbe stand „wahrscheinlich unter dem unmittelbaren Schutze des Hohenstauffischen Hauses, begab sich aber 9 Jahre nach des unglücklichen Konradin's Tode, nachdem sie wohl vergeblich eine Zeitlang auf die Wiederherstellung des schwäbischen Herzogthums gewartet hatte, unter den Schutz des Freiherrn von Vaz, wie die noch vorhandene Urkunde von 1277 beweist." Da jedoch Normann diese Nachricht durch keine Beweisstelle beglaubigt, und Salis geneigter ist, die Kolonisation des Hinterrheinthales Kaiser Friedrich II. zuzuschreiben, so muß es wohl an urkundlichen oder zuverlässigen gleichzeitigen Berichten darüber fehlen. Gewiß ist übrigens, daß die Rheinwälder mit großen Freiheiten begabt waren, daß die Herren von Vaz den deutschen Kolonien in Davos gleiche Freiheiten wie den Rheinwäldern zugestanden haben, und daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts in vielen rhätischen Bezirken freie deutschredende Einwohner vorkommen, welche sich in den Gebirgsgegenden pachtweise niederließen und Walser hießen. Ihre Pacht war gering, doch mußten sie stets bereit sein, ihren Gutsherrn innerhalb der Landesgrenze mit Schild und Speer unentgeltlich zu schirmen. Auch hatten sie, mit Ausnahme des Blutbannes und der Appellationen nur vor inländischen und selbstgewählten Richtern Recht zu geben und zu nehmen, und an manchen Orten wurde jeder, der sich unter ihnen niederließ, gleicher Freiheiten theilhaftig [17].

---

17) Salis-Seewis hinterlassene Schriften. Chur 1834. Abtheilung I. S. 29 ff. „Es ist nicht unglücklich vermuthet worden,

Unter diesen Verhältnissen mußte insbesondere den an der Landesgrenze begüterten Klöstern und Herren wegen ihrer eigenen Sicherheit daran gelegen sein, recht viele Walser anzusiedeln, und zugleich bei der unfreien romanischen Bevölkerung die Versuchung nahe liegen, ihre Abkunft und Sprache zu verläugnen; ähnlich wie in Norddeutschland die Wenden das ihnen versagte Recht, städtische Gewerbe zu betreiben, durch Verläugnung ihrer Nationalität zu erlangen suchten.

Wenn demnach, ohne daß Auswanderungen Statt gefunden haben, das romanische Sprachgebiet in Rhätien seit den Hohenstauffen ganze Thäler verloren hat und, wie behauptet wird [18]) noch fortwährend im Abnehmen ist, so hat das in eigenthümlichen künstlichen Verhältnissen seinen Grund, und das Naturgesetz, daß die eigentliche Volksgrenze an der Sprache erkennbar sei, leidet mithin unter Umständen wohl gewisse Einschränkungen, wird aber keineswegs durch eine solche Thatsache umgestoßen. Gegenwärtig ist das Verhält-

daß schon Friedrich I. die Kolonie der Deutschen (Theotunicorum) im Rheinwald angesetzt. Ich möchte jedoch, weil jener nie persönlich in Rhätien war, eher auf Friedrich II. schließen." . . . "Zuverlässig können wir die größeren deutschen Ansiedelungen in Churrhätien dieser und der folgenden Periode anrechnen. 1. Rheinwald . . . 2. Davos . . . 3. Obersaxen . . . 4. verschiedene kleine Gemeinden z. B. Avers." . . . "Die freien Kolonien blühten besonders da empor, wo jeder, der sich unter ihnen niederließ, auch ihrer Privilegien theilhaftig wurde. Diese bestanden vornämlich darin, nur vor inländischen selbstgewählten Richtern berechtet zu werden ꝛc."

Abth. II. S. 106. "Eine besondere Classe der freien Gotteshausleute bildeten die s. g. Walser, die in der Culturgeschichte Bündens eine bedeutende Rolle spielen, und den Geschichtsforschern noch immer ein Räthsel sind." . . . . S. 107. "Soviel ist gewiß, unsere Walser waren freie fremde Einwanderer ꝛc."

18) Alb. Schott (Ausg. v. 1842) S. 250 . . . . . „Ueber die deutschen gemeinden endlich, die in Bünden zwischen Romanen sizen, weiss ich keine bestimmten angaben zu machen, aber das romanische element ist so in abnahme“ u. s. w. . . .

niß der romanischen Bevölkerung im Kanton Graubündten zu der deutschen ungefähr wie fünf zu vier [19]).

§. 5.

Die deutsche Sprachgrenze in Tirol.

Mit Ausnahme des Innthales, in welchem oberhalb des Finstermünzpasses eine romanische Mundart herrscht, ist nicht nur die ganze nördliche Abdachung der Tyroler Alpen von Deutschen bewohnt, sondern die deutsche Bevölkerung ist auch im Thale der Etsch, und deren oberen Zuflüsse wie ein Keil weit gegen Süden vorgedrungen. Doch wendet sich die deutsche Sprachgrenze von da, wo der Ros einmündet, wieder nördlich und gewinnt, im Süden der Drauquellen, die Wasserscheide der Kärnischen Alpen, welche sie bis an die Quellen der Fella, eines Zuflusses des Tagliamento, verfolgt. Hier an der oberen Fella liegt das Städtchen Pontafel (Pons Fellae), in welchem die deutsche, die italienische und die slavische Sprache zusammentreffen. Die deutschen Grenzorte sind: Salurn, oder genauer deutsch Metz (Mezzo tedesco, auch Alt-Metz), Botzen, oder das südliche Dorf deutsch Noven (Nova Teutonica), Klausen und Brixen am Eisack und Brunecken am Rienz; die romanischen: Mezzo lombardo, Welsch Noven, Layen im Gröbner und Pflaurenz im Enneberger Thal [1]).

Die eigenthümlichen Sprachverhältnisse im Etschthale und im Gebirge zwischen der Brenta und der Etsch, sowie

---

19) Der Kanton Graubünden v. Röder u. v. Tscharer. St. Gallen 1838. 8. S. 315. „Von den drei verschiedenen Landessprachen treffen von 100 Einwohnern 38 auf die deutsche, 49 auf die (in zwei ganz verschiedene Dialekte zerfallende) romanische und 13 auf die italienische.“

1) Diese zu meinem nächsten Zweck hinreichende Auskunft ertheilte mir mit freundlicher Bereitwilligkeit der durch sein „Handbuch für Reisende durch die deutschen Alpenländer“ bekannte rüstige Alpenwandler, Hr. Gymnasiallehrer Schaubach in Meiningen.

auch in den sieben vicentinischen und dreizehn veronesischen Gemeinden, hat der um die deutsche Sprachkunde hochverdiente Dr. Schmeller in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand [2]) nicht nur in sprachlicher, sondern auch in geographischer Hinsicht so erschöpfend behandelt, daß ich es mir nicht versagen kann, den von ihm (S. 560—564) gegebenen „geographischen Ueberblick" hier wörtlich mitzutheilen: „Wer aus Deutschland durch Tyrol nach Italien reiset, trifft, wenn er der Hauptstraße im Thale des Eisack und dann der Etsch folgt, in Salurn die letzte deutsche Gemeinde. Er ist hier, ohne daß er's vielleicht ahndet, schon tief in das Gebiet der romanischen Sprache eingedrungen; denn die Nebenthäler zu beiden Seiten, sogar schon eines des Eisack oberhalb Botzen (des Grödnerthal) beherbergen, mit geringer Ausnahme, Bevölkerungen, welche romanische, d. h. Dialekte sprechen, die, wie die verschiedenen italienischen selbst, hauptsächlich aus dem Latein entstanden sind. Von Westen her ausmündend hat die Val di None, von Osten die Val di Fieme diesem zwischen sie eindringenden Keil deutscher Zunge durch ihren Zusammenstoß auf dem Hauptpaß eine Grenze gesetzt. Rechts von der Etsch findet sich von da keine Spur deutscher Zunge mehr, falls nicht auch weiterhin, jenseits des romanischen Graubündtens, wieder die deutsche Schweiz als eine größere auf gleiche Art eingedrungene Masse betrachtet werden darf, welche ebenfalls bis an den südlichen Fuß des Monte Rosa einige isolirte Posten vorgeschoben hat. Auch links der Etsch ist zwar im Hauptthale fort nun alles romanisch; aber unter den namhaften Zuflüssen, die sie in ihrem Laufe von Trient bis unter Verona aus den Bergen aufnimmt, sind mehrere, deren Quellen auch in deutschen Lauten begrüßt werden. So die

2) Schmeller, Dr. J. A., „Ueber die sogenannten Cimbern der VII. und XIII. Comunen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache." (In den „Abhandl. der philos. philol. Classe der K. Bayr. Akad. Bd. II. Abth. 3. München 1838. 4. S. 557—708.)

wilde Fersina, die bei Trient einmündet. Ein nördlicher Nebenarm derselben, die Silla, kommt aus dem Berge Pinè (Pinait), wo die deutsche Bevölkerung sich allmählich verloren, in Ortsbenennungen aber, wie Puel, Raut, Erla, Rislach (Rizzolaga) eine dauernde Spur zurückgelassen hat.“

„Entschieden deutsch aber sind noch jetzt die Ortschaften, welche an den westlichen und südlichen Abhängen des Palu (Palai), auf welchem die Fersina entspringt, zu finden sind, als z. B. Fierozzo, Frassilango, Roveda, Vignola, Roncegno und Torcegno. Die Bewohner dieser Orte gehören herab unter die Gerichte (Giudicj) Pergine, Levico und Borgo in der übrigens ganz italienischen Val Sugana, durch welche, dem Lauf der hier entspringenden Brenta nach, die Hauptstraße von Trient nach Bassano führt. Sie würden, da weder das Amt noch die Kirche von ihrer nicht-italienischen Sprache Notiz nimmt, in beiden Beziehungen übel genug fahren, wenn ihnen, wenigstens den Erwachsenen allen, für den Verkehr außer dem Hause nicht auch das Italienische geläufig wäre. Die Italiener gebrauchen, um sie zu bezeichnen, den Namen Mócchen (fem. Mócchena, plur. Moccheni, Mocchene), der vermuthlich von machen, einem ihrer am öftersten zu hörenden Worte, entlehnt ist, übrigens aber von dem Bezeichneten, da er, der Natur der Sache nach, nebenbei nur einen armen, ungeschlachten Bergbewohner andeuten kann, nicht eben gern entgegengenommen wird.“

„Ein anderes Flüßchen, das bei Calliano zwischen Trient und Roveredo in die Etsch fällt, kommt von der bedeutenden noch deutsch sprechenden Berggemeinde Folgaria herab. Diese steht mit einer andern, ihr nördlich liegenden, nämlich Lavarone, die übrigens ihrerseits mehr in das Flußgebiet des Astego gehört, in dessen Hochthal die Ortschaften Laste basse, Carotta, Braneafora ebenfalls deutsch sprechen, im Zusammenhang.“

„Der Leno, welcher bei Roveredo einmündet, ist eine Verbindung von zwei gleichnamigen Bergwässern, wovon jedes aus einem deutsch sprechenden Bergthal, das nördliche aus Terragnuola, das südliche aus Val Arsa herabfällt.“

„Endlich einige Meilen unter Verona unweit Porcile, gießt der Progno sein Wasser, mit dem er nur zuweilen das breite Sandbett ausfüllt und wohl auch zum Verderben der ganzen Umgegend überschreitet, in die ruhigere Etsch. Die schönsten Gaben des südlichen Himmels gedeihen da, wo er seinen Lauf endet, aber da, wo er ihn beginnt, oben auf den Bergen, nährt sich ein armes Volk von dem Eis und den Kohlen, die es der Ebene zuführt, und von den Heerden, die seine baumlosen Grasflächen beweiden. Auch dieses Völklein von ungefähr 9000 Seelen, weiland bekannt unter dem Namen der XIII veronesischen Communen (Tredeci Comuni Veronesi), die es unter der Herrschaft Venedigs als ein mit gewissen Vorrechten begabtes Ganze gebildet hatte, ist ursprünglich von deutscher Herkunft, welche indessen heutzutage nur noch in den beiden höchsten und zugleich unfruchtbarsten Orten Ghiazza und Campo Fontano von etwa 1800 Seelen auch durch den häuslichen Gebrauch der deutschen Sprache beurkundet wird. Die XIII Communen, die außer dem Hochthal des Progno auch die einiger mehr westlichen Bergflüßchen einnehmen, sind dermalen theils dem Gerichts- und Verwaltungs-District von Badia Calovéna, theils dem von Verona zugewiesen. Noch in den letzten Zeiten der venetianischen Republik wurde Niemand als Notar oder Vicariatskanzler der XIII Communen aufgestellt, der nicht den deutschen Dialekt derselben verstand, und vor 60—70 Jahren wurde dieser Dialekt auch in mehreren Kirchen gebraucht, wie denn der Erzpriester (Arciprete) von Velo, D. Roncari, selbst noch in demselben gepredigt hat.“

„So viel von den Spuren deutscher Bevölkerung, die im italienisch sprechenden Etschgebiete vorkommen.“

„Andere und viel bedeutendere finden sich weiter gegen

Osten in einer Art Insel von Bergen, welche westwärts durch den Astico, einen wilden Bergstrom, der in der Fläche ob Vicenza in Sand und in Canälen Wasser und Namen verliert, nord- und ostwärts durch die Brenta eingeschlossen ist, im Süden aber sich zwischen Bassano und Caltrano ziemlich steil gegen das gesegnete venedische Flachland absenkt. Die an die 30,000 Seelen betragende Bevölkerung dieser Berginsel hat seit undenklichen Zeiten unter dem Namen der VII vicentinischen Communen (Sette Comuni Vicentini), zuletzt unter der Herrschaft von Venedig, eine Art kleiner mannigfach bevorrechteter Republik gebildet. Gegenwärtig macht sie einen Distrikt der Provinz und Delegation von Vicenza aus, der vom Hauptorte Asiago den Namen führt."

„Mehrere dieser Gemeinden, besonders die äußern, haben seit Generationen den Gebrauch der deutschen Sprache, selbst im häuslichen Kreise, aufgegeben. Am meisten kommt sie, unter dieser Einschränkung, noch vor in Foza, Asiago, Roana, Canove und Rotzo und in einigen entlegenen Weilern (Contrade), wo wohl zum Besten von Weibern und Kindern (die Männer sprechen alle nebenbei auch das Italienische; Vornehmthuende, besonders des Hauptfleckens, blos dieses) auch der Seelsorger außer und in der Kirche sich derselben mitunter bedient. In der Schule wird blos nach und aus italienischen Büchern gelernt, und Lesen und Schreiben kann sich der gemeine Mann hier überhaupt nur italienisch denken. Was trotz dem in der Muttersprache geschrieben und gedruckt vorkommt, wird mehr als Curiosität betrachtet."

Bekanntlich rühmen sich die Einwohner der 13 Gemeinden bei Verona, von denen noch Büsching behauptet [3]), daß

3) Büsching, Ant. Friedr., Erdbeschreibung. Achte Aufl. Hamb. 1789. Th. IV. S. 190—193. Die Namen der dreizehn Gemeinden, welche 10 Kirchspiele bilden, sind: 1. Erbezo, 2. Bosco, 3. Val di Porro, 4. Alferia, 5. Velo (wo die Versammlungen aller 13 Gemeinden gehalten wurden), 6. Campo Silvan (die Pfarrkirche heißt Campo Fontano), 7. Azarin, 8. Rovere di Velo,

sie 15,000 Mann zur Landesvertheidigung stellen könnten, gleichwie auch die der 7 Gemeinden oberhalb Vicenza, von den bei Verona von Márius geschlagenen Cimbern abzustammen; eine Angabe welche dadurch, daß beide Bezirke unter der Herrschaft von Venedig eine selbstständigere Stellung behaupteten, noch mehr Eingang fand. — Durch die Sprache selbst wird jedoch die Behauptung keineswegs bestätigt. Es ist kein selbständiger von Alters her isolirter Sprachstamm, sondern eine dem bairisch-tirolischen Oberdeutsch nahe stehende Mundart, und Schmeller spricht (S. 706, 707 und 708) sein Endurtheil dahin aus: „daß im XII. — XIII. Jahrhundert, wie noch heutzutage die Deutschen von Salurn auch die der südlichern italienischen Berge in ununterbrochenem Zusammenhange und Verkehr mit dem großen deutschen Gesammtkörper müssen gestanden und wohl mitunter von daher frischen Zuwachs erhalten haben. Denn was die Sprache der VII. und XIII. Communen u. s. w. Alterthümliches zeigt, reicht keineswegs höher als in den Zustand der deutschen Gesammtsprache in diesen Zeitraum hinauf. Von Dingen, die diesen Dialekt an irgend einen noch früheren, etwa einen vermeinten cimbrischen (?! friesischen, angelsächsischen, isländischen oder wenigstens niederdeutschen) oder an den gothischen unmittelbar anzureihen nöthigten oder erlaubten, so gut als keine Spur. Alles ist, wenn es auch je ein anderes gewesen sein sollte, der nachmaligen Sprache Hochdeutschlands assimilirt" .... (doch) „haben sie das Hochdeutsch des XII.

---

9. Saline, 10. Tavernole, 11. Badia Calavena, 12. Selva di Progno, 13. San Bartolomeo Tedesco. Diejenigen Ortschaften, deren Lage ich aus den mir zugänglichen Specialkarten ermitteln konnte, sind auf dem Ausschnitt der Karte angegeben worden.

Die Namen der sieben Gemeinden sind nach Büsching (S. 196 — 197) 1. Pe de Scala und San Pietro d'Astico, 2. Roccid (Rozzo?), 3. Roana, Canova und Campo rovere, 4. Asiago, 5. Galio, 6. Foza, 7. Enico, nebst Lusiana, Laverda und Valle S. Donaro.

und XIII. Jahrhunderts in einem Maaße bewahrt, das in Vergleich mit den Veränderungen, die die übrigen Dialekte Deutschlands, und gerade die von ihnen am wenigsten entfernten, im Lauf von 6 Jahrhunderten erlitten haben, ein jedenfalls bedeutendes zu nennen ist, und einer etwas nähern Erörterung wohl würdig erachtet werden dürfte."

Ein Blick auf die Karte bestätigt Schmeller's Ansicht von dem früheren unmittelbaren Zusammenhange dieser Kolonie mit dem Mutterlande; denn in dem Gebirge ist diese Verbindung gewissermaßen noch jetzt vorhanden, was jedoch dem Wanderer, welcher die einzelnen Ortschaften von den verschiedenen Thälern aus besucht, leicht entgeht. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Silber- und Kupfergruben der Bischöffe von Trient in dieser Gegend Veranlassung zu wiederholten Einwanderungen gegeben haben [4]. Eine politische Trennung dieser Berggegend von dem eigentlichen deutsch redenden Vaterlande fand aber schon im Jahr 569 — mithin wohl schon vor Begründung dieser Kolonieen — statt; als nämlich Alboin, der König der Longobarden, das Herzogthum Trient gründete, und zugleich die Grenzmarken seines Reiches gegen das den Franken unterworfene Herzogthum Baiern, wenigstens im Etschthale, an der heutigen Sprachgrenze aufrichtete [5]. Die Longobarden hatten in Italien

4) Schmeller (a. a. O. S. 589) erfuhr, daß man die Bewohner von Fierozzo, Frassilongo rc. in der dortigen Gegend für Abkömmlinge alter Canopi (Bergknappen) hielt.

5) Vergl. v. Hormayr, sämmtliche Werke. Bd. I. S. 97. „Der Longobarden Gebiet umfaßt das ganze heutige Welsch-Tirol und zwar auf dem rechten Etschufer hinauf bis an die Gebirge, welche selbes vom Vintschgaue scheiden. Längs der großen Römerstraße von Verona und Trident nach Augsburg lebt der Name dieser Begrenzung bis auf den heutigen Tag. Am Einfluß der Noce in die Etsch, ohnfern des ehemaligen Chorherrn-Stifts Welschmichäl liegen sie, die: metae longobardicae und metae teutonicae, Mezzo lombardo, Mezzo tedesco, Deutsch-Metz (Cronmetz) Welsch-Metzl an dem Eingange des Nonsberges; an der, seit der Lombardenzeit so oft kampfberühmten Rochetta, dem campus rochtalianus, rotalianus."

das bisherige Gebiet der Ostgothen in Besitz genommen, und die Gothen früherhin, in ihrer Bedrängniß unter Totila, die unter ihrem Schutze stehenden Alemannen an den fränkischen König Theudebert (534 — 548) abgetreten [6]. Wenn daher nach dem Einzuge der Longobarden in Italien die Grenzen derselben gegen das Frankenreich in Tirol mit der Sprachgrenze zusammenfiel, so darf man wohl annehmen, daß dieß die Grenze zwischen den im Jahr 496 vor den Franken flüchtig gewordenen und von Theoderich in das verheerte Alpenland aufgenommenen **Alemannen** und den älteren **keltischen** Bewohnern des Landes war, und daß auch die Germanisirung **Tirols** vorzugsweise von den Alemannen herrührt [7].

„Auf dem linken Etschufer endigte das lombardische Gebiet der aus dem Fleinserthale (Val di fiemme) hervorströmende Avisio, Lavis.“

6) Agathias L. I. c. 4. (Ed. Bonn. 1828 p. 20.) „*Παραλαβὼν δὲ τὴν πατρῴαν ἀρχὴν ὁ Θευδίβερτος τοὺς δε Αλαμανοὺς κατέστρέψατο καὶ ἄλλα ἄττα πρόσοικα ἔθνη.* Ibid. c. VI. p. 27. „*τουτοὺς δὲ (τοὺς Αλαμανοὺς) πρότερον Θευδέριχος ὁ τῶν Γότθων βασιλεὺς, ἡνίκα καὶ τῆς ξυμπάσης Ιταλίας ἐκράτει, ἐς φόρου ἀπαγωγὴν παραστησάμενος, κατήκοον εἶχε τὸ φῦλον, ὡς δὲ ὁ μὲν ἀπεβίω, ὁ δὲ μέγιστος Ἰουστινιανῷ τε τῷ Ῥωμαίων αὐτοκράτορι καὶ τοῖς Γότθοις πὸλεμος ξυνεῤῥάγη, τότε δὴ οἱ Γότθοι ὑποθωπεύοντες τοὺς Φράγγους, καὶ ὅπως ἂν αὐτοῖς φίλοι τε ες τὰ μάλιστα καὶ εὔνοι γένοιντο μηχανώμενοι, ἑτέρων τε πολλῶν ἐξίστανται χωρίων, καὶ μὲν δὴ καὶ τὸ Αλαμανικὸν γένος ἀφίεσαν . . . οὕτω δὴ οὖν καὶ τὸ τῶν Αλαμανῶν ἔθνος ὑπὸ Γότθων ἀφειμένον Θευδίβερτος αὐτὸς ἐχειρώσατο.*“ . . .

7) Wenn Manso (Gesch. des ostgoth. Reichs S. 59) glaubt, daß Theoderich den Alemannen Wohnsitze in dem heutigen **Graubündten** eingeräumt habe, so widerlegt sich das durch den Umstand, daß ganz Graubündten bis ins 15. Jahrhundert (S. §. 4. A. 1) **romanische Bevölkerung** hatte. Es ist demnach in dem heutigen Tirol, wo wir die Nachkommen dieser Flüchtlinge suchen müssen. Die Alemannen scheinen sich nämlich zunächst nach Norikum geflüchtet und von da aus Theoderich um Weiterbeförderung gebeten zu haben: Cassiod. Var. L. III. Ep. 50. Provincialibus **Noricis**.... decer-

Sollte sich bei einer sorgfältigen Vergleichung der in Tirol herrschenden Mundarten eine größere Verwandschaft desselben mit denen der alemannischen Schweiz, als mit den baierischen herausstellen, und die Ausdehnung dieser rein alemannischen Elemente geographisch bezeichnet werden können, so würden die vorhandenen allerdings sehr spärlichen Nachrichten über diese Einwanderungen eine neue gewichtige Unterlage erhalten.

§. 6.

Die deutsche Sprachgrenze in Kärnthen, Steiermark und Ungarn.

Von der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Tagliamento in den kärnischen Alpen unweit Pontafel bis zur Wasserscheide zwischen Donau und Elbe im mährischen Gebirge lauft die deutsche Sprachgrenze fast in einem nach Osten gewendeten Halbkreise durch das Donaugebiet [1]). Die

---

nimus, ut Alemannorum boves, qui videntur pretiosiores propter corporis granditatem, sed itineris longinquitate defecti sunt, commutari vobiscum liceat, minores quidem membris, sed idoneos ad labores; ut illorum profectio sanioribus animalibus adjuvetur, et vestri agri armentis grandioribus instruantur." Von Norikum aus sind sie aber gewiß in die nächsten entvölkerten Gebirgsthäler und nicht wieder dem Feinde entgegen gezogen, der sie sogar bis aufs ostgothische Gebiet verfolgte. Theoderich schrieb deßhalb ausdrücklich an Chlodewig und bat um Schonung für sie. Cassiod. Var. II. Ep. 41: „Sed . . . motus vestros in fessas reliquias temperate: quia jure gratiae merentur evadere quos ad parentum vestrorum defensionem respicitis confugisse. Estote illis remissi, qui nostris finibus celantur exterriti . . . Daß diese Einwanderung bedeutend war, sagt auch Ennodius Panegyr. Theodorico dictus c. XV.: „Quid? quod a te Alemanniae generalitas intra Italiae terminos sine detrimento romanae possessionis inclusa est." Rhätien ward zu Italien gerechnet.

1) In der Bezeichnung dieser Grenze bin ich dem in der slavischen Sprache und Geschichte als Gewährsmann anerkannten Prof. Schafarik in Prag gefolgt, welcher mit einer seltenen Zuvorkommenheit bereits vor mehreren Jahren die ebenso merkwürdige als schwierige Sprachgrenze in

deutschen Grenzorte sind: Mitschig an der Gail, Villach an der Drau, Schmidtdorf am Gurk, St. Paul am Lavant, Muregg an der Mur, Fering an der Raab, Fürstenfeld an der Feistriz, Heiligenstein am Neusiedlersee, und an der Donau Preßburg, wo die deutsche, die magyarische und die slavische Sprache sich berühren. Die Umgegend des noch abwärts von Preßburg gelegenen Marktfleckens Somerien (Somorja, St. Maria) ist gewissermaßen als deutsche Sprachinsel zu betrachten, gleichwie auch der deutsche Landstrich zwischen der Gunz und der Raab, in welchem Gussing liegt. Auf dem angrenzenden slawischen und magyarischen Sprachgebiete sind die nächsten Ortschaften, Garnitzen an der Gail, Reisdorf am Gurk, Lavemund am Lavant, Radkersburg an der Mur, Welken an der Raab, Leveny an der kleinen Raab, Gols östlich vom Neusiedlersee und Vajka an der Donau. Nördlich von der Donau bildet die March die Sprachgrenze bis oberhalb Rabensburg, wo sie die Taya aufnimmt. Nur bei dem Marktflecken Eisgrub reicht das Slavische auf das rechte Ufer dieses letztern Flusses. Höher hinauf sind beide Ufer deutsch bis in das mährische

---

Illyrien, Ungarn, Mähren und Böhmen auf vier Spezialkarten verzeichnet und mir zur Benutzung überlassen hat, wofür ich in dankbarer Anerkennung meine besondere Verpflichtung wiederholt hier auszusprechen mich gedrungen fühle. Die in Groß-Hoffingers geogr. Institut gezeichnete ethnographische Karte von Oesterreich (in dem Hist. statist. Umriß von der österreichischen Monarchie. Leipzig 1834) weicht davon im Drauthale und in Mähren bedeutend ab; indem sie von Villach bis unter Marburg die Drau als Sprachgrenze angiebt und Böhmen als eine slavische Sprachinsel darstellt. Es scheint jedoch, daß dort vorzugsweise die Sprache der Städte berücksichtigt worden ist, während hier, wo es sich um die Bestimmung der eigentlichen Volksgrenzen handelt, die Sprache des platten Landes entscheidet und alle einzelnen Ortschaften in fremdem Sprachgebiete nicht angegeben werden konnten. Die genauere Feststellung dieser Grenzen und die Bezeichnung der einzelnen Kolonien muß den Spezialkarten vorbehalten bleiben.

Gebirg, wo der nördliche Zufluß von Daschitz her aus dem slavischen Sprachgebiete kömmt und deßhalb die mährische Taya genannt wird.

Auch in dieser Gegend hat sich die deutsche Sprachgrenze seit der Zeit, wo uns die Römer die ersten genaueren Nachrichten von der mittleren Donau überliefert haben, nicht unbedeutend erweitert; denn wenn auch, wie oben (S. 5) zu zeigen versucht worden ist, Vindelicien und Norikum wohl ursprünglich deutsche Bevölkerung hatten, bevor die Kelten sich bis an die Donau ausbreiteten, so findet sich doch in der ganzen Alpenlandschaft vor der Völkerwanderung keine sichere Spur eines deutschen Volkes, und die zahlreichen Städte, welche bereits die Römer in den genannten Donauprovinzen fanden, während in den rein-deutschen Landen, zwischen dem Rhein und der Donau, selbst späterhin nicht eine einzige vorkommt, liefern den Beweis, daß das deutsche Element auf dem rechten Donauufer dem keltischen unterlegen war [2]).

2) Wenn oben die keltische Nationalität der Noriker in Zweifel gezogen worden ist, so soll das keineswegs von der ganzen Bevölkerung des großen Gebietes gelten, welches die Römer mit diesem Namen bezeichneten und in dem sie — namentlich in den Alpengegenden — verschiedene einzelne Völkerschaften namhaft machen, sondern nur von der Bevölkerung im Uferlande, wo kein besonderer Stammname vorkommt, und von wo sich die Freien bei dem Andrang der Kelten zum Theil auf das linke Donauufer gezogen haben mögen; wenigstens finden wir da in den Naristern einen verwandten Namen. Auch gab es mehrere Städte, die den Namen Noreja trugen. Strabo kennt ein Noreja an der südlichen Abdachung der Alpen (Lib. V. p. 328) die Peutingersche Karte ein anderes an der östlichen Abdachung — im Drauthale — und Cäsar (B. G. L. I. c. 5) scheint von einem dritten zu reden, welches wir an der nördlichen Abdachung der Alpen vermuthen müssen; denn selbst Mannert, wiewohl er die Kelten für die ältesten bekannten Bewohner von Süddeutschland hält (Geogr. der Gr. u. Röm. Thl. III. S. 474), kann doch nicht annehmen, daß die Bojer des Cäsars Noreja im Drauthale, die Hauptstadt der Taurisker, d. h. — nach Mannert a. a. O. S. 487 — ihres eigenen Volkes belagert haben sollten. Demnach wäre dann das den Römern wegen

Selbst von der eigentlichen Völkerwanderung scheint das römische Norikum und Rhätien am längsten verschont worden zu sein. Die Gothen, welche bei dem Einfalle der Hunnen in Europa (375) vom Don bis zur Donau saßen, nahmen ihren Zug nach Italien im Süden der Alpen [3]). Attila aber zog im Norden der Donau zum Rhein [4]), wohl

---

seines Eisens schon früh bekannte Noreja im Drauthale wohl als die Mutterstadt anzusehen, und die beiden gleichnamigen Pflanzstädte um so eher in fremdem Gebiete zu suchen, das eine am Isonzo bei den Karnern, das andere im germanischen Uferlande der Donau.

3) Vor dem Einfalle der Hunnen waren deutsche Völker vom Don bis zur Nordsee seßhaft. Ganz im Osten die Gothen, welche vom schwarzen Meere bis zur Ostsee herrschten; westlich von ihnen die Vandalen an der Theiß und am Marosch, und weiter hinauf an der Donau, bereits im wirklichen Deutschland, die Markomannen, cf. Jornandes Res Gothicae L. I c. 22. (Wandali) „erant in eo loco manentes, ubi Gepidae sedent, juxta flumina Marisia, Miliare et Gilfil et Grissia (Thyssia), qui amnes supradictos excedit. Erant namque illis tunc ab oriente Gothi, ab occidente Marcomanni, a septentrione Hermunduri, a meridie Hister, qui et Danubius dicitur.“ Die Vandalen setzten erst nach Pannonien über und zogen dann im Anfang des fünften Jahrhunderts unstreitig im Norden der Donau an den Rhein. Vergl. Procop. Bell. Vand. I. 3. (ed. Bonn. Vol. I. p. 319). Die Westgothen begaben sich durch Mösien und Illyrien, die Ostgothen durch Pannonien und Illyrien nach Italien. — Die deutschen Völkerheere jener Zeit, und namentlich die Gothen, zu deren Stamme auch die Vandalen und Gepiden gerechnet wurden, vertrieben aber die besiegten Völker nicht, wie das zu Cäsars Zeiten üblich war, sondern sie machten sich dieselben nur dienstbar. Wir können deßhalb keineswegs annehmen, daß die eigentliche deutsche Sprachgrenze sich je bis an den Don erstreckt habe, oder wir müßten dieselbe dann auch über Italien, Frankreich und Spanien, ja selbst über die Nordwestküste von Afrika ausdehnen.

4) Die Hülfsvölker, welche im Heere Attila's genannt werden, Sueven, Quaden, Markomannen, Rugier, Heruler, Thüringer und Franken, bezeichnen den Weg, welchen der König der Könige nahm. Die Alemannen werden nicht genannt, und da er den Römern vorspiegeln wollte, es gelte sein Zug hauptsächlich den Westgothen in

auf demselben Wege, den die Wandalen, etwa 50 Jahre früher, auch schon genommen hatten. Jedenfalls blieb Norikum bis zu dem Untergange des weströmischen Reiches von den Römern besetzt [5]), und wiewohl Odoaker ums Jahr 487 eine große Anzahl Provinzialen aus dem von den heranstürmenden deutschen Völkern bedrängten Norikum nach Italien geleiten ließ, so gab er die Provinz selbst darum gewiß nicht auf, denn er hatte ja sein Ansehen erst eben durch einen glücklichen Feldzug gegen die Rugier sogar auf dem linken Donauufer

---

Gallien, so brach er schwerlich in die römischen Provinzen Norikum und Rhätien ein, wo übrigens auch bis zum Untergange des weströmischen Reiches besoldete Krieger in den befestigten Donaustädten unterhalten wurden. Vergl. Sidonius Apollinaris. Paneg. in Avitum Carm. VII. v. 320 cett.

. . . . . „subito cum rupta tumultu
Barbaries totas in te transfuderat arctos
Gallia, pugnacem Rugum comitante Gelono.
Gepida trux sequitur. Scirum Burgundio cogit,
Chunus bello notus, Neurus, Bastarna, Toringus,
Bructerus, ulvosa quem vel Nicer alluit unda
Prorumpit Francus; cedit cito secta bipenni
Hercynia in lintres, et Rhenum texuit alno
Et jam terrificis diffuderat Attila turmis
In campos se Belga tuos“ . . . .

Hist. Misc. L. XV. c. 2. (Bibl. Max. Patr. T. XIII. p. 269.) . . . . „Erant subjecti ejus (Attilae) dominio . . . rex Gepidarum Andaricus. Walamir Gothorum regnator . . . fortissimae . . . gentes Marcomanni, Suevi, Quadi, praeterea Heruli, Turcilingi sive Rugi cum propriis Regulis aliaeque Barbarae nationes Aquilonis in finibus commorantes. . . . . Ad Valentinianum vero Imperatorem legatione missa pacem simulat, ad ulciscendos Romanos de Gothis et restituendas Reipublicae Gallias et Hispanias pergere se dolose denuntiat.“

5) Eugippius, Vita S. Severini Sect. 21. „Per idem tempus, quo Romanum constabat imperium, multorum milites oppidorum pro custodia limitis publicis stipendiis sublevabantur. Qua consuetudine desinente simul militares turmae sunt deletae cum limite Batavino (d. i. der Grenzwall bei Passau) utcunque numero perdurante.“

geltend zu machen gewußt [6]). Auch können nicht alle Provinzialen damals nach Italien gewandert sein, da Theoderich, der König der Ostgothen, noch im Jahr 496 Befehle an die Provinzialen in Norikum erlassen (S. 46. A. 7) und, wie es scheint, die Donau als nördliche Grenze seines Reiches behauptet hat.

Mit seinem im Jahr 526 erfolgten Tode änderten sich aber diese Verhältnisse. Von der einen Seite drangen die Longobarden über die mittlere Donau nach Pannonien, und höher hinauf finden wir plötzlich in dem großen Landstriche vom Lech bis nach Pannonien und von der Donau bis an die Alpen ein bis dahin noch nicht genanntes Volk, die Bajovaren [7]) (Bajobaren, Bajoaren u. s. w.), ohne daß

6) Ibid. S. 38. . . . . Quapropter Rex Othacar Rugis intulit bellum . . . . S. 39 . . . Post . . . Arnolfus . . . praecepto fratris (Othacaris) admonitus universos jussit ad Italiam migrare Romanos. Diese Rugier, deren König Feletheus hieß, wohnten Wien gegenüber am linken Ufer der Donau, und hielten, im Solde der Römer, mehrere Städte an der Grenze von Norikum und Pannonien besetzt (Vita Sev. S. 1). Als nun nach Auflösung der besoldeten römischen Grenztruppen die Alemannen und die Thüringer eine Stadt an der Donau nach der anderen überfielen und eroberten, hatte Feletheus die geflüchteten Römer in die seinem Schutze vertrauten Städte verpflanzt.

7) Jornandes nennt zwar (de Reb. Get. c. 55) die Bajobaren schon zum Jahr 474: „Nam regio Suevorum ab oriente Bajobaros habet, ab occidente Francos, a meridie Burgundiones, a septentrione Thuringos“, da jedoch die Franken erst nach 496 Nachbarn der Sueven wurden, und in der Erzählung des Jornandes die Alemannen noch ausdrücklich genannt werden, so redet der Verf. hier offenbar von seiner Zeit, d. h. etwa vom Jahr 530. — Dafür spricht auch, daß er im Kap. 53, wo er die Wohnsitze einer andern Abtheilung Sueven, wie dieselbe zur Zeit der erzählten Begebenheit waren, beschreibt, nicht das Präsens, sondern das Imperfectum gebraucht: . . . „quia Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, praesertim ubi tunc Gothi residebant.“ Diese Sueven waren wohl die Nachkommen der von Tiberius zwischen den Flüssen March und Gran angesiedelten Anhänger des Marbod und Catwald (S. 1 A. 16),

die gleichzeitigen Schriftsteller einer solchen Einwanderung auch nur mit Einem Wort erwähnen, während sie doch über die verschiedenen Wanderungen fast aller benachbarten Stämme, z. B. der Ostgothen, der Longobarden, der Heruler, der Rugier und anderer mehr oder weniger genaue Berichte erstatten. Dieses Schweigen der Geschichte, verbunden mit der Thatsache daß noch jetzt in diesem ganzen Landstriche eine einzige Hauptmundart herrscht, die sich sogar bis ins Riesengebirge zu erstrecken scheint, spricht für die Ansicht, daß die ursprüngliche deutsche Bevölkerung nie ganz untergegangen, sondern noch zahlreich genug war, um, nachdem sie von dem Römerjoche befreit und zugleich durch einwandernde Stammgenossen verstärkt worden, wieder selbständig aufzutreten.

Welchen Namen diese einwandernden Stammgenossen bis dahin geführt und woher sie zunächst gekommen seien, das wird sich schwerlich mit Gewißheit ermitteln lassen; will man jedoch Vermuthungen Raum geben, dann deutet der neue Namen Bajovaren wohl auf Männer die bis dahin in Böhmen seßhaft gewesen. Dahin waren bei dem Vordringen der Römer gegen die obere Donau ehedem die

---

welche auch Procop (Bell. Goth. I. 15), als den Ostgothen unterworfen, von den den Franken unterworfenen Sueven unterscheidet.

Fortunatus, welcher kurz vor dem Einfalle der Longobarden in Italien (etwa 569) eine Reise durch Rhätien machte, fand die Bajoaren am Lech, vergl. De Martino L. IV. (ed. Broweri p. 343):

„Pergis ad Augustam quam Vindo Licusque fluentant
Illic ossa sacrae venerabere martyris Afrae,
Si vacat ire viam, neque te Bajoarius obstat . . .
Qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem
Ingrediens rapido qua gurgite volvitur Oenus" . . .

Nach dem Zeugnisse des im 8ten Jahrhundert lebenden P. D. Warnefried waren die Grenzen des Baierlandes bereits ums Jahr 590 dieselben, welche es auch später als Herzogthum hatte. Paul. Diac. de Gest. Longob. L. III. c. 31: „Noricorum provincia, quam Bajoariorum populus inhabitat, habet ab Oriente Pannoniam, ab Occidente Suaviam, a meridie Italiam, ab aquilone vero parte Danubii fluenta."

Markomannen gezogen, und von da holt auch eine baierische Sage des Mittelalters die als Noriker vor den Römern gewichenen und im Anfang des sechsten Jahrhunderts als Bajoaren zurückgekehrten Vorfahren der heutigen Baiern [8]).

Endlich verdient auch das noch Beachtung, daß die Bajoaren, von ihrem ersten Auftreten an, in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Könige der Franken stehen, ohne daß eines Kampfes zwischen ihnen und den Franken gedacht wird [9]) Nun aber gab der Tod des ostgothischen Königs Theoderich zugleich das Signal zu dem Kampfe der Franken gegen die Thüringer. Die Hauptschlacht fiel im Norden des Reichs unweit der Unstrut vor, doch ward auch im Süden gekämpft, wenigstens wird von Chlotar,

8) Chronic. Salisb. ad ann. 508 (Pez. Scr. R. Austr. T. I. p. 329). „Hoc tempore gens Noricorum prius expulsa revertitur ad patrias sedes Duce Theodone, Latinis ejectis; Muchar (Röm. Norikum. Thl. I. S. 407) führt aus der „Passauer Chronik" die folgende Stelle an, welche auf die Bojer hindeutet, indem da vorausgesetzt wird, daß die Bajoarier Anfangs noch eine keltische oder wenigstens eine undeutsche Mundart geredet hätten: Bajouuarii relicto proprio idiomate teutonicum a Teotonicis accommodaverunt. Natürlich können beide Zeugnisse nur als Sagen in Betracht kommen.

9) Der erste König der Bojoaren, dessen Name von einem glaubwürdigen Schriftsteller genannt wird, ist Garibald. Paul. Diac. G. Longob. L. III. c. 10. „Evin quoque Dux Tridentinorum . . . accepit uxorem filiam Garibaldi Bojoariorum regis." Eben dieser Garibald wird aber von Gregor von Tours „Dux" genannt (L. IV. c. 9. Regnum ejus [Theodobaldi] Chlotocharius rex accepit, copulans Vultetradam uxorem ejus strato suo; sed increpitus a sacerdotibus reliquit eam, dans ei Garivaldum ducem), und Paulus Diaconus nennt ihn in einer andern Stelle — wie es scheint nach longobardischen Quellen — einen Dienstmann des Königs der Franken (Paul. Diac. G. Long. L. III. c. 21. Secunda autem (Regis Longobardorum filia) dicta est Walderada, quae sociata est Cusvald [Theodebald] alio regi Francorum, quam ipse odio habens uni ex suis, qui dicebatur Garipald in conjugium tradidit. Paulus hielt freilich diese beiden Garibalds für zwei verschiedene Männer, darum ist jedoch die Erzählung an sich nicht minder glaubwürdig.

der seinem Bruder Theoderich Beistand leistete, gerühmt, daß er außer den Thüringern noch ein anderes ungenanntes Volk an der Nab geschlagen habe [10]).

Dürfte man unter diesem Volke die Bajoaren verstehen, dann wäre es um so wahrscheinlicher, daß die vor den andringenden Slaven aus Böhmen weichenden deutschen Stämme mit den ebenfalls von den Slaven gedrängten Thüringern, welche schon seit dem Jahre 487 bis nach Norikum streiften [11]) und ihr Gebiet bis an die Donau erweitert hatten (S. 52 Anm. 7.), gemeinschaftliche Sache gegen die Franken gemacht und nach der verlorenen Schlacht die Oberherrschaft des Siegers anerkannt hätten. Ob sie sich fortwährend im Nabgebiete behauptet haben, ist zweifelhaft, aber in dem alten Stammlande ihrer Vorfahren, auf der rechten Seite der Donau, bildeten sie, mit den deutschen Einwohnern zu Einem Volke verschmelzend, unter fränkischer Oberhoheit eines der mächtigsten deutschen Herzogthümer [12]).

---

10) Chlothar half seinem Bruder Theoderich die Thüringer schlagen (Greg. Tur. H. Franc. L. III. c. 7. Theodoricus autem Chlotharium fratrem suum et Theodebertum filium in solatium adsumens cum exercitu abiit [in Thuringiam] und Venantius Fortunatus sagt in einem Gedicht an Chlotar's Sohn Siegbert (Carm. L. VI. 2):

. . . . cui de patre virtus,
Quam Nabis ecce probat, Thoringia victa fatetur
Perficiens unum gemina de gente triumphum.

Vergl. das Schreiben des Königs Theodobert an den Kaiser Justinian, wo mit der Unterjochung der Thüringer die Unterwerfung des mächtigen Volkes (Majestas) der Norsaven in Verbindung gebracht wird: „subactis Thuringis et eorum provinciis acquisitis, extinctis ipsorum tum temporis Regibus, Norsavorum gentis nobis placata Majestas colla subdidit.“ (D. Bouquet T. IV. p. 59.) Norische Schwaben wäre keine übele Bezeichnung für die Baiern, wenn überhaupt die Lesart richtig ist. Vgl. Agath. Hist. L. I. c. 4, wonach Theodebert bis nach Thracien vordrang.

11) Eugippius Vita S. Severini Sect. 26. „Quicumque enim ibidem (in Battavis oppido) . . . manserunt Thuringis irruentibus . . . alii quidem trucidati alii in captivitatem deducti poenas dederunt“. . .

12) Mannert (Gesch. Bayerns Bd. I. S. 10) erklärt die bevor-

Uebrigens beschränkten sich die Baiern keineswegs auf die ursprünglichen Grenzen Deutschlands, sondern sie erweiterten dieselben sehr beträchtlich gegen Südosten. Die Zeit, wann dieses geschehen, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit angeben. Als die Longobarden, welche Audoin, der Vater Alboins, im Jahr 526 in das von den Ostgothen verlassene Pannonien geführt hatte, im Jahr 568 nach Italien abzogen, traten sie diese Provinz den ihnen befreundeten Avaren ab [13]). Diese bevölkerten das Land, wie es scheint, mit den ihnen dienstbaren Slaven [14]) und dehnten ihre Herrschaft auch über die Grenzen des eigentlichen Pannoniens aus, welches durch den Kahlenberg von Norikum geschieden wurde. Nachdem jedoch deren Macht durch Karl den Großen im Jahr 791 gebrochen und die Ostermark und die karantanische

---

zugte Stellung der in den bajovarischen Gesetzen, außer dem agilolfischen Herzogsstamme namentlich aufgeführten fünf Familien sehr scharfsinnig aus dem Verschmelzen der Rugier, der Scyren, der Turcilinger, Heruler und Quaden, von denen jeder Volksstamm seine erblichen Häuptlinge gehabt habe. Aber um aus solchen versprengten Volkshaufen — denn als selbständige Völkerschaften bestanden sie nicht mehr — einen geschlossenen Staat unter einem einzigen Oberhaupte zu bilden, wie bei den Bajovaren dieß der Fall war, dazu gehörte eine vorwaltende Macht, an welche jene sich nur anschlossen.

13) Paul. Diac. de Gest. Long. L. II. c. 7. Tunc Alboin sedes proprias h. e. Pannoniam, amicis suis Hunnis („qui et Auares" L. II. c. 10) contribuit, eo scilicet ordine, ut si quo tempore Longobardis necesse esset, reverti, sua rursus arva repeterent.

14) Ibid. L. IV. c. 7. „His diebus (595) Thassilo a Childeberto rege Francorum apud Bajoariam rex ordinatus est. Qui mox cum exercitu in Slavorum provinciam introiens patrata victoria ad solum proprium remeavit."

Ibid. L. IV. c. 11. „His iisdem diebus Bajoarii usque ad duo millia virorum super Sclavos irruunt, superveniente Cacano (Auarorum duce) omnes interficiuntur." Der Urgroßvater dieses Paulus Diakonus fand ums Jahr 650, auf seiner Flucht aus Pannonien, wo ihn die Avaren gefangen hielten, nach Italien, wohlwollende Aufnahme in einer Slavenhütte und ward von der Bewohnerin derselben verborgen und mit Lebensmittel versehen. Ibid. L. IV. c. 39.

Mark errichtet worden waren, wurde die deutsche Sprachgrenze durch Kolonisation bis zum Plattensee vorgeschoben [15]; auch ward den Kroaten, den langjährigen Feinden der Avaren, die sich mit Erlaubniß des Kaisers Heraclius ums Jahr 640 in Dalmatien niedergelassen hatten, auf ihren Wunsch gestattet, die Pannonia Savia (das Land zwischen der Sau und der Drau) unter der Bedingung zu besetzen, daß sie die fränkische Oberherrschaft anerkenneten [16]. Es würde daher höchst wahrscheinlich die Donau bis zum Einfluß der Drau die Sprachgrenze Deutschlands geworden sein, wenn nicht die vom Kaiser Arnulf im Jahr 893 zum Kriege gegen den Fürsten Swatopluk von Mähren herbeigerufenen Magyaren ihre siegreichen Waffen auch gegen Deutschland gewendet hätten. Als nämlich Arnulf im Jahr 899 gestorben war, gingen sie alsbald unterhalb Ofen über die Donau, eroberten Veßprim und setzten sich nicht nur für immer in Pannonien fest, sondern verbreiteten auch von daaus Schrecken und Verwüstung durch ganz Deutschland, bis sie endlich, nach der im Jahr 955 am Lech erlittenen Niederlage, dem Christenthume und deutscher Kultur zugänglich wurden. — Die in so mancher Beziehung lehrreiche Geschichte der Deutschen in Ungarn, zu welcher schon Schlözer [17] eine

15) v. Engel, Gesch. des ungr. Reichs. Wien 1813. Thl. I. S. 67. „Arnulf herrschte 899 bis an die Donau" . . . „im heutigen Kreise jenseits der Donau (d. h. von Ungarn aus gerechnet) befanden sich bis Veszprim oder Weisbrunn hinab deutsche Ansiedler (Theotonici — die Vorfahren der heutigen Hienzen); tiefer unten aber sassen Italiener, welche Carl der Grosse zur Beschützung der Grenzen wider die Avaren hatte kommen, und dort ihre Sitze aufschlagen lassen, wo sie ansehnliche Viehherden besassen." (Pascua Romanorum.)

16) Schaffarik Gesch. der slav. Sprache. Ofen 1826. S. 230.

17) Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Gött. 1795 ff. 8. Nach den neuesten statistischen Berichten zählte man 1842 in den 248 Städten Ungarns 1,887,150 Einwohner und darunter 292,850 Deutsche.

treffliche Grundlage gegeben hat, kann nur von einem einheimischen Geschichtsforscher genügend dargestellt werden; hier müssen wir uns auf diejenigen Nachrichten beschränken, welche sich unmittelbar auf die Feststellung der äußeren Sprachgrenze und auf die größeren Sprachinseln in Siebenbürgen und in der Zips beziehen.

Ueber den Neusiedlersee hinaus scheinen sich die Magyren gar nicht ausgebreitet zu haben: denn als nach der Schlacht am Lech der damalige Magyarenfürst Zultan seine westliche Grenze gegen die andringenden Deutschen sichern wollte, siedelte er eine Anzahl Russen, die in seinem Heere dienten, bei Wieselburg an, zwischen dem Neusiedlersee und der Donau, und im Süden desselben Sees eine Kolonie streitbarer Petschenegen [18]). Ob dieß der Ursprung der auf der Sprachkarte angegebenen drei slavischen Sprachinseln zwischen dem deutschen und magyarischen Gebiete sei, das läßt sich ohne Kenntniß der über jene Ortschaften gewiß noch vorhandenen Urkunden und der dort herrschenden Mundarten nicht entscheiden. Das Land vom Neusiedlersee bis zur Enns ward aber durch Streifzüge der Ungarn so heimgesucht, daß es wüste zu werden begann und durch neue Kolonisten aus Deutschland, die sich durch feste Städte zu sichern suchten, wieder bevölkert werden mußte. Im Jahr 979 ward zu diesem Zweck die Stadt Wieselburg an der Erlaff befestigt [19]). Fünf Jahre später wurden die Magyaren, welche sich in Mölk festgesetzt hatten, vom Markgrafen Leopold auch aus dieser Stellung vertrieben, und die Grenzen der Mark wieder bis an den Kahlenberg ausgedehnt; das Gebiet von da bis zur Leitha ward jedoch erst im Jahr 1043 förmlich an Deutschland abgetreten und dadurch die deutsche Sprache daselbst für immer heimisch gemacht [20]).

---

18) v. Engel a. a. O. S. 93.

19) Die betreffende Urkunde findet sich bei Schlözer (Krit. Samml.) S. 385.

20) v. Engel S. 100 u. 142.

Die Deutschen in Siebenbürgen bilden hauptsächlich drei Sprachinseln, deren Bewohner sämmtlich von verschiedenen Niederlassungen herrühren und erst später als Eine Nation mit gleichen Rechten auftraten: das eigentliche Sachsenland im Südwesten, welches drei Bezirke umfaßt, nämlich das Altland (an der Aluta oder Alt) mit Hermannstadt, der Hauptstadt des ganzen Landes, und Reps, das Waldland (am Maros) mit den Städten Reismarkt und Broos, und das Weinland am großen Kokel mit den Städten Schäsburg und Medjasch; 2) das Nösnerland, im Norden mit der Hauptstadt Bistritz und Rodnen, und 3) das Burzenland im Südwesten mit der Hauptstadt Kronstadt.

Wenn man bedenkt, daß sich in der Krimm Spuren der gothischen Sprache bis in das 16te Jahrhundert erhalten haben [21]), so kann man die Möglichkeit, daß auch in den ungarischen Bergen Ueberbleibsel jener Nation zurückgeblieben seien, nicht unbedingt in Abrede stellen; indessen sind doch nicht nur die sog. siebenbürgischen Sachsen, von denen hier die Rede ist, sondern auch die Zipser Deutschen unstreitig spätere Einwanderer, wie sich das aus den noch vorhandenen Urkunden ergiebt, wo sie Flanderer — erst später Sachsen — genannt und als eingeladene Gäste (hospites vocati) bezeichnet werden [22]). Die allerersten

21) A. G. Busbequii Legationis Turcicae Epistolae IV. Francof. 1595 p. 258—260, wo auch eine Anzahl deutscher Wörter, welche noch 1550 in der Krimm im Gebrauche waren, verzeichnet sind. Vgl. auch Schafarik Slav. Alterth. Leipzig 1843. 8. S. 426 und die daselbst genannte Schriften, namentlich A. v. Humboldt Krit. Untersuch. über die hist. Entwickelung der geogr. Kenntn. v. d. Neuen Welt. A. d. Franz. v. Ideler. Berl. 1836. S. 78 u. 514. 515.

22) Die Urkunde von 1189, worin die Umgegend von Hermannstadt „desertum“ genannt wird „quod gloriosae memoriae Geisa rex (1141—61) Flandrensibus concessit“, und der bekannte Freiheitsbrief des Königs Andreas II. v. 1224 finden sich in

Ansiedelungen von Deutschen in Siebenbürgen während der magyarischen Herrschaft geschahen durch Kriegsgefangene. Bereits vor der Schlacht am Lech war Gyula, der magyarische Oberbefehlshaber in Siebenbürgen, als Geisel in Konstantinopel gewesen und dort unter dem Namen Stephan zum Christenthume bekehrt worden. Nach seiner Zurückkunft setzte er nicht nur die christlichen Gefangenen in Freiheit, sondern löste deren auch von andern Heerführern ein. Da nun die Raubzüge vorzugsweise gegen Deutschland gerichtet gewesen waren, so müssen wohl diese Freigelassenen als die ersten deutschen Ansiedler unter den Magyaren betrachtet werden. Stephans Tochter Sarolta ward dann die Gemahlin des Magyarenfürsten Geisa (971 — 997), der dadurch ebenfalls fürs Christenthum und für das gebildetere deutsche Leben gewonnen wurde, auch seinen Sohn Woik — den nachherigen ersten König von Ungarn — unter dem Namen Stephan feierlich taufen ließ. Dieser, welcher die Schwester des deutschen Kaisers Heinrich II., die herrschsüchtige Gisila, heirathete und, von dieser geleitet, seinem Volke christliches Deutschthum gewaltsam aufdringen wollte, fand wie in Ungarn so auch in Siebenbürgen bei seinem mütterlichen Oheim Gyula heftigen Widerstand. Doch ward endlich Gyula mit Hülfe deutscher Krieger besiegt (1002) und seine Residenz Gyula Fejervar — Alba Julia — zu einem Bischofsitze gemacht [23]. Seitdem mögen die einzelnen deutschen Freigelassenen in Siebenbürgen wieder Schutz gefunden

---

der bereits mehrmals angezogenen »Krit. Sammlung.« rc. S. 26 u. S. 511 ff.

v. Engel (Bd. I. S. 284) bezieht die Auswanderung, deren in einer Chronik von Lüttich Erwähnung geschieht, auf die siebenbürger Kolonisten. Diese Lüttícher sollen sich aber in der Erlauer Diöcese niedergelassen haben, und, weil sie ihre Sprache beibehielten, ihre Wohnplätze loca gallica genannt worden sein. Es waren demnach lüttícher Wallonen. Krit. Samml. S. 281 ff.

23) v. Engel. S. 87. 88. 96—103. 124—126.

haben, auch manche kleine Ansiedelungen begründet worden sein, politische Bedeutung erhielt aber die deutsche Bevölkerung erst im folgenden Jahrhundert, als unter Geysa II., wahrscheinlich im Jahr 1043, durch Zusicherung besonderer Freiheiten begünstigt, zahlreiche Kolonien in der verödeten Gegend zwischen der Aluta, dem Marosch und dem großen Kokel angesiedelt wurden.

Diese Freiheiten bestanden, wie wir aus der vom König Andreas II. 1224 ausgestellten noch vorhandenen Urkunde ersehen, hauptsächlich darin, daß sie sich 1) ihren Grafen selbst wählten; nicht minder 2) ihre Priester bestellten, deren Haupt, der Probst von Hermannstadt, nicht unter dem Bischof von Siebenbürgen, sondern unmittelbar unter dem Pabst stehen sollte; 3) daß die Kolonisten nicht mehr als jährlich fünfhundert Mark Silber an die Königl. Kammer zahlten und dafür von allen andern Lasten befreit waren, 4) daß sie 500 Mann zur Vertheidigung des Landes stellten, bei auswärtigen Kriegen nur 100, wenn der König selbst, oder 50, wenn ein Anderer den Oberbefehl führte, 5) daß sie freien Handel durch ganz Ungarn treiben durften und endlich 6) das Recht haben sollten, jedem Fremden den Erwerb von Grundstücken in ihrem Gebiete zu versagen [24]. Diese Freiheiten, deren später auch die Rösner und Burzenländer theilhaftig geworden sind, haben sich im Wesentlichen bis auf die neueste Zeit erhalten.

Die Rösner scheinen vorzugsweise zum Betrieb des Bergbaues in das Land gerufen zu sein, wenigstens wird 1244 bei dem Einfalle der Mongolen erzählt, daß Rodna, ein königliches Silberbergwerk, und die reichen Einwohner daselbst so zahlreich und streitbar gewesen seien, daß sie den Angriff der Mongolen siegreich zurückgeschlagen hätten. Als sie aber darauf, während ihres Siegestaumels, von denselben überfallen worden waren, mußten sie sich dazu verstehen, ihren

24) Krit. Samml. S. 511 — 687.

Grafen mit 600 Bewaffneten zum mongolischen Heere stoßen zu lassen [25].

Dagegen ward die Niederlassung im Burzenlande — das Flüßchen Burzen ergießt sich daselbst in die Aluta — gleich der im ursprünglichen Sachsenlande mehr zur Vertheidigung des Landes gegen außen gegründet. Andreas II. gab nämlich im Jahr 1211 diesen damals wüsten und unbebauten, an der Grenze der wilden Cumaner liegenden Landstrich dem deutschen Orden unter sehr günstigen Bedingungen, damit diese streitbare Ritterschaft eine feste Vormauer gegen die Reichsfeinde bilden möchte [26]. Der Orden siedelte auch alsbald Kolonisten daselbst an, deren Mundart noch jetzt sowohl von der der Sachsenländer, als auch von der der Nösener bedeutend abweichen soll; doch widerrief Andreas seine Schenkung, weil die Ritterschaft darauf ausging, das Land ganz unter die Oberherrlichkeit des Pabstes zu stellen, und gab den Kolonisten dieselben Rechte und Freiheiten wie den Sachsen [27].

Die Anzahl der Deutschen in Siebenbürgen beträgt nach den neuesten Ermittelungen [28] gegen 500,000, welche ein Land von 195 □ Meilen bewohnen. Sie sind durchaus freie Leute und zeichnen sich durch ihre Arbeitsamkeit und ihren Wohlstand, sowie auch durch ihre Bildung und Sitten vor den übrigen Einwohnern Siebenbürgens vortheilhaft aus. Ihre Mundart bedarf noch einer genauern Untersuchung; nach den vorliegenden Proben finden sich zwar merkliche niederdeutsche Elemente darin, (z. B. dat statt das) doch

25) Ebendas. S. 218. Der Nösener Graf ward übrigens vom König bestellt. S. 528.

26) Ebendas. S. 314 . . . . „eo quod ipsi in confinio illo, tanquam novella plantatio, sunt positi et assiduos Cumanorum patientes insultus, se pro regno tanquam firmum propugnaculum de die in diem morti opponere non formidant.

27) Ebendas. S. 315—334.

28) Hist. stat. Umriß v. d. östr. Monarchie. Leipz. 1834. S. 176.

trägt sie im Allgemeinen mehr das Gepräge des Hochdeutschen [29].

Die deutschen Niederlassungen in der Zips sind vorzugsweise Bergwerkskolonien. Ja, die Zipser sollen sämmtlich Bergleute gewesen sein, was darin eine Bestätigung zu finden scheint, daß noch jetzt in mehreren Gegenden Bergbau betrieben wird, und in den übrigen die Ueberreste alter Gruben und Halden noch zwischen den Saatfeldern sichtbar sind. Zwar wird in ihrem Freiheitsbriefe von 1271, wo ihnen das Recht nach Mineralien und Metallen zu schürfen, darauf zu bauen und dieselben zu verarbeiten, ausdrücklich verliehen wird, auch des Ackerbaues als eines Hauptgeschäftes gedacht, indessen konnte dies schon deßhalb nicht anders sein, weil sie mindestens die zu ihrem Unterhalt erforderlichen Früchte selbst bauen mußten. Die Zeit ihrer Ansiedelung ist unbekannt, doch mag sie ungefähr mit der Einwanderung der siebenbürgischen Deutschen zusammenfallen [30]; denn wenn gleich ihr ältester noch vorhandener Freiheitsbrief um 50 Jahre jünger ist, als das Privilegium der Sachsen, so sind ja beide eigentlich nur Bestätigungsbriefe älterer Freiheiten und haben auch sonst große Aehnlichkeit miteinander, nur daß die Zipser minder gut bedacht sind. Auch sie wählten sich ihren Landgrafen und hatten ihr eigenes Landrecht; aber in allen wichtigeren Sachen mußte der vom König bestellte Graf hinzugezogen werden, welcher auch ein Drittel der Bußen erhielt. Ihre Priester wählten sie zwar selbst, doch wird einer Exemtion vom Bischoffe nicht gedacht. Sie zahlten jährlich 300 Mark und genossen dafür sonstige Steuerfreiheiten; aber außerdem

---

29) J. S. Vater, Proben Deutsch. Mundarten. Leipz. 1816. S. 19.

30) In der deutschen Urkunde des Königs Karl von 1213 werden auch sie Sachsen genannt, doch ist die Urkunde selbst in hochdeutscher Mundart abgefaßt. Krit. Samml. S. 305. Die Leutschauer Chronik spricht schon 1241 bei dem Einfalle der Mongolen von einem Comes Saxonum. Krit. Samml. S. 690.

behielt sich der König freien Unterhalt vor, wenn er auf einer Heerfahrt ins Land kommen würde und sehr lästige Münzvortheile. Sie hatten 50 Mann Soldaten unter den königlichen Banner zu stellen und kämpften nicht wie die Siebenbürger unter eignem Banner. Einer besonderen Handelsfreiheit wird nicht gedacht [31].

Im J. 1312 kauften sie die Bewirthung des Königs und die Leistung der Kriegsdienste für jährlich 1200 Mark Silber ab; verloren aber mit der Wehrhaftigkeit auch allmälig ihre Verfassung, ihre Freiheiten und theilweise ihre Sprache. Von den zwei und vierzig deutschen Ortschaften, welche in der Urkunde von 1312 namentlich aufgeführt werden, bildeten 24 Städte den Zipser Bund (universitas 24 regalium). Kaiser Sigismund umging ihr Privilegium, daß sie weder verkauft noch verschenkt werden sollten, dadurch, daß er im Jahr 1412 dreizehn derselben an Polen verpfändete; die übrigen aber wurden nach und nach dem Adel unterworfen und theilweise mit Slaven bevölkert, so daß im Jahre 1772, als jene Städte wieder eingelöst wurden, von den übrigen dreizehn Ortschaften — mit Ausnahme der Königl. Freistädte Leutschau und Käsmark — nur noch drei denselben gleichgestellt werden konnten. Diese 16 Städte bilden nun seit 1778 wieder eine mit besonderen Rechten begabte Körperschaft, wiewohl ihre jetzigen Privilegien kaum noch ein Schatten der alten Freiheiten sind. In den unterworfenen deutschen Ortschaften geht der deutsche Karakter und die deutsche Betriebsamkeit, gleichen Schrittes mit der Sprache, allmählig ganz unter; doch beläuft sich die Anzahl der deutschen Zipser noch immer auf etwa 90,000 Seelen [32]. Ueber die dort herrschende Mundart habe ich keine befriedigenden Nachrichten finden können [33].

---

31) Krit. Samml. S. 302 ff.

32) Kohl Reise ins Innere von Rußland. Thl. III. S. 486. Krit. Samml. S. 275.

33) Dieselbe soll theils fränkisch, theils plattdeutsch sein;

Endlich muß ich noch der auf der Karte angegebenen deutschen Sprachinsel um Gottschee zwischen den Quellen der Kulpa und der Gurk Erwähnung thun, wiewohl ich weder über die Zeit der dortigen Ansiedelung, noch über den Karakter der daselbst herrschenden Mundart etwas habe ermitteln können. Valvasor [34]) schildert die Bewohner derselben vor 150 Jahren mit folgenden Worten: „Sie gehen in einer besondern Tracht Sie führen auch in der Sprache eine absonderliche Teutsche und schier Fränkische Red-Art; doch also, daß sie gleichwol ein Teutscher nicht recht — ein Crainer aber gar nicht ein Wort davon verstehen kann. Sie seynd gottsfürchtig und arbeitsam: Ihrer viele bewerben sich schier mit lauter hölzerner Arbeit; machen Skoteeln, Reiter, Sieb-Reiffen, Schäffer (oder Butten), Teller, Schüssel, Pitzerlein (seynd kleine gantz mit Reiffen überzogene Trinckgeschirre) und allerley dergleichen hölzerne Gefässer, so man weit in andere Länder verführt und verträgt." . . . „Sie geben keine gute Soldaten; weil sie etwas furchtsam, und mehr fromme Schaafe, als reissende Thiere unter ihnen seynd. Hingegen werden die, welche studiren, verständig und gar gelehrt; also daß manches treffliche Subjectum und grundgelehrter Mann aus ihnen entsteht."

§. 7.

Die deutsche Sprachgrenze in Mähren und Böhmen.

Von dem deutschen Grenzorte Königseck am nordwestlichen Abhange des mährischen Gebirgs bis nach Grulich,

---

was jedoch schon Schlözer mit Recht bezweifelte. Krit. Samml. S. 688 — 695 u. S. 273 — 280. Südwestlich von der Zips, im Gömörer Komitat soll es sogar noch einige Gemeinden geben, die weder Katholiken noch Protestanten seien, und die die Evangelien und ein Gesangbuch in ihrer von den siebenbürgisch- und ungarisch-deutschen Mundarten verschiedenen, Landessprache besitzen (?!): Auffeß Anz. f. Kunde des Mittelalters 1833. S. 314.

34) Valvasor, die Ehre des Herzogthums Crain, übers. von E. Francisci. Laibach 1689. fol. Thl. I. S. 210. u. Thl. II. S. 300.

wo dieses mit den Sudeten zusammenstößt, bildet die Sprachgrenze, im Gegensatz zu dem Donauthale, fast einen nach Nordwesten gerichteten Halbkreis, so daß die Gebirge rings um Böhmen, sammt den Quellen fast aller Flüsse, von den Deutschen besetzt sind, während, wie gewöhnlich, das eingedrungene Volk die fruchtbaren Niederungen in Besitz genommen hat. Die deutschen Grenzorte sind: Neuhaus an der Nedscharka, Gratzen an der Strybnitz, Krummau an der Moldau, Sablat an der Blanitz, Winterberg an der Wolnika, Reichenstein an der Wottawa, Czachrau an der Druswy und Neuern an der Auchlawa. Nur von hier bis in die Gegend von Kleutsch, dem westlichsten Punkte des slavischen Sprachgebietes, reicht dieses bis an den Gebirgskamm des Böhmerwaldes; dagegen haben sich die Deutschen im nordwestlichen Böhmen weit in die Thäler hinab ausgebreitet: An der Radbuza bis nach Bischof Teinig, Staab und Dobrzan; an der Mies (Beraun) bis Mies und Weiß Tuschkau unweit Pilsen; an der Schalotka bis Rabenstein; an der Eger bis Pestelberg und bei Leitmeritz tritt auch die Elbe wieder ganz in das deutsche Gebiet, welches sie schon oben bei Liboch berührt hatte. Die weiteren deutschen Grenzorte sind Hünnerwasser, Oschitz im Lausitzer Gebirg, Rochlitz an der Iser, Hohenelbe und Schürz an der Elbe, Starkstadt im Riesengebirge, Rockenitz an einem Zuflusse des wilden Adlers und Grulich unfern der Quelle des stillen Adlers. Von hier aus bildet das mährische Gebirg gewissermaßen eine deutsche Landzunge in südwestlicher Richtung, und wenn man dabei die deutsche Sprachinsel um Iglau berücksichtigt, welche fast in der Mitte des slavischen Theils jenes Gebirges liegt, so glaubt man in dieser, wir möchten fast sagen slavischen Meerenge die Straße zu erkennen, auf welcher sich der slavische Volksstrom in den böhmischen Gebirgskessel ergossen hat; auch scheint sich die slavische Bevölkerung, ähnlich den Gewässern, in die Niederungen des Landes zusammengedrängt zu haben, ohne zu-

gleich die Höhen ebenso ausschließlich besetzen zu wollen oder zu können. Auf der nordwestlichen Abdachung des mährischen Gebirgs sind die deutschen Grenzorte Tribitz zwischen zwei Bergseen und Blumenau an dem Ursprung des Flusses Meyto; auf der südöstlichen Abdachung, Brisau an der Zwittawa, Mährisch Tribau an der Trzebowa und Schildberg an der Frisawa. Dann folgen am westlichen Abhange der Sudeten Schömberg, Mährisch Neustadt und Sternberg, sämmtlich an Zuflüssen der March. Von da geht die Sprachgrenze nach Bodenstadt, übersteigt die Sudeten bei Neutitschein und gelangt über Partschendorf an der Oder, Wagstadt und Wigstein an der Morau nach Jägerndorf an der Oppa.

Die Grenzorte im slavischen Sprachgebiete [1]) sind in Böhmen und Mähren: Platz an der Nedscharka, Schweinitz an einem Zuflusse der Strobnitz, Czernitz an der Moldau, Elhenitz, Schuttenhofen an der Wottawa, Kleutsch, Pilsen an der Beraun, Rakonitz, Laun an der Eger, Poczabel an der Elbe, Weißwasser, Hochstadt an der Iser, Königshof an der Elbe, Politz am Riesengebirg, Senftenberg am wilden Adler, Gabel am stillen Adler, Leutomischl am Meytofluß, Böhmisch Eisenberg an der March, Weißkirchen an der Beczwa, Freiberg an einem Zuflusse der Oder, Proskowitz an der Oder, Grätz an der Morau und Troppau an der Oppa.

Nach dem was bereits oben (§. 1) über die slavisch-deutsche Sprachgrenze gesagt ist, dürfen wir annehmen, daß ursprünglich das Odergebiet von Deutschen, das Weichselgebiet von Slaven bewohnt ward, oder doch wenigstens damals behauptet wurde, als wir die ersten einigermaßen zuverlässigen Nachrichten über jene Gegenden erhielten.

---

1) Deutsche Städte im slav. Sprachgebiete werden auch hier zu letzterem gerechnet.

Es ist zwar auch behauptet worden [2]), daß das Odergebiet, ja selbst ein Theil des Elbgebietes von Alters her von Slaven besessen gewesen sei; aber wo soll dann die Heimath der bedeutenden germanischen Kriegsschaaren hinverlegt werden, die in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung aus diesen Gegenden hervorbrachen und den Süden Europas nebst einem Theile von Afrika als Sieger besetzten? Sollen etwa diese zahlreichen Völkerschaften noch alle aus dem schon durch die cimbrische Fluth zerrissenen und entvölkerten Norden gekommen sein?

Bis zum Einfall der Hunnen in Europa (i. J. 375) herrschten die Gothen vom schwarzen Meere bis zur Ostsee, mithin war bis zu dieser Zeit die deutsche Sprachgrenze gegen Osten, wenn auch nicht vorgerückt, doch gewiß noch weniger zurückgedrängt worden (S. 50. A. 3). Auch ums Jahr 440 behaupteten die Vandalen noch ihr heimathliches Gebiet im östlichen Deutschland (S. 11. Anm. 27). Es mag daher Attila's Heerzug gegen Westen und die dadurch vermehrte Entvölkerung des östlichen Deutschlands eine der ersten Veranlassungen des Vordringens der Slaven gewesen sein. Im Jahr 494 war wenigstens Schlesien, und auch wohl Böhmen schon von slavischen Völkerschaften besetzt, während die nördliche Ebene bis an die Ostsee damals noch als Einöde geschildert wird [3]). Nach dem Jahre 526 ward das östliche Deutschland noch immer mehr entvölkert. Die Longobarden, welche bis dahin auf dem linken Donauufer — wahrscheinlich auf dem Marchfelde [4]) — gewohnt hatten, setzten nun nach Pannonien über, und gaben dadurch auch die unteren Marchgegenden den Slaven preis; und die Niederlage, welche die Thüringer durch die Franken erlitten, beraubte zugleich

2) Theod. Schulz, Waren germanische oder slavische Völker Ureinwohner der beiden Lausitzen. Görlitz 1842. 8. S. III. ff.

3) Procop. Bell. Goth. L. II. c. 15. (Bonn. p. 205.)

4) Paul. Diac. De Gest. Long. L. I. c. 20. „Egressi quoque Langobardi de Rugiland habitaverunt in campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur." cf. II. c. 7. (§. 6. Anm. 12.)

Deutschland des mächtigsten Vorkämpfers gegen den Andrang seiner östlichen Nachbarn. Vielleicht war dieser Krieg sogar die unmittelbare Veranlassung zur ersten Ansiedelung von Slaven an der mittleren Elbe; denn die Sachsen, welche den Franken beistanden und dafür Nordthüringen bis an die Unstrut als Belohnung empfangen hatten, konnten das Land nicht ganz besetzen, sondern gaben den östlichsten Theil desselben an Kolonisten gegen Tribut [5]). Waren dieß Slaven, wie schon Thunmann vermuthete, dann würde sich daraus ihr erstes bescheidenes Auftreten in diesen Gegenden am Besten erklären.

Indessen wurden die Slaven nicht bloß durch dargebotene Gelegenheit zu Kolonisationen nach Deutschland gezogen, sondern es kam noch ein besonderer Umstand hinzu, der sie gegen Norden und Westen vorzudringen nöthigte. Die Avaren — von den damaligen Schriftstellern auch Hunnen genannt — begannen nämlich, sich vom schwarzen Meere her auszubreiten. Sie unterjochten die Anten, einen der beiden slavischen Hauptstämme, welcher im Norden des schwarzen Meeres saß, und scheinen dadurch die übrigen slavischen Stämme bis zur Elbe und zur Ostsee hin verdrängt zu haben [6]). Doch auch hier konnten sich die Slaven der Oberherrschaft der Avaren nicht entziehen; denn im Jahre 562 standen auch schon diese an der Elbe, wo ihnen erst die Franken siegreichen Widerstand leisteten, und ums Jahr 590 ließ der Avaren-Chan sogar die damals an der Ostsee wohnenden Slavenstämme zur Theilnahme an seinen Kriegs-

5) Adam. Brem. H. eccl. L. I. c. 4. . . . „partem illius eam maxime, quae respicit orientem, colonis tradebant, singulis pro sua sorte, sub tributo exercendam.“ In einer Glosse zum Sachsenspiegel B. III. Art. 44 werden die Nordthüringer ausdrücklich als Wenden bezeichnet. Vgl. Riedel, die Mark Brandenburg. Bd. II. S. 5.

6) Stritter, Memoriae Populorum cett. T. II. p. 42. . . . „Abari . . . Mezamirum (Antarum legatum) necant, et ab eo tempore latius et liberius depopulari vicinorum (Antarum) terras coeperunt, neque captivos aut praedas agere cessaverunt.“ Vergl. Schaffarik, Gesch. der slav. Sprache. Ofen 1826. S. 227.

zügen entbieten [7]). Jedenfalls war bereits in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts der ganze Osten Deutschlands von slavischen Völkern besetzt.

Die Main- und Rednitzwenden waren wohl auch zugelassene Kolonisten, doch unstreitig aus früherer Zeit, als v. Lang glaubt, der sie erst von Karl dem Großen nach dem Feldzuge von 805 ansiedeln läßt; denn Bonifacius fand dieselben bereits in der dortigen Gegend [8]). Vielleicht geschah die Ansiedelung durch Radulf, den von Dagobert eingesetzten Herzog von Thüringen [9]).

Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß die Rückwirkung der deutschen Sprache gegen die slavische bereits mit Karl dem Großen begonnen hat; denn wenn er auch das slavische Gebiet auf Kosten der Sachsen vergrößerte, so hat er doch durch seine Siege über die Avaren und Slaven die deutsche Oberherrschaft über das ganze östliche Deutschland [10]) begründet, und zugleich dem mit der Verbreitung

---

7) Paul. Diac. Gest. Long. L. II. c. 10. „Eo quoque tempore, comperta Huni, qui et Avares, morte Chlotarii regis, super Sigisbertum ejus filium irruunt. Quibus ille in Thuringia occurrens eos juxta Albim fluvium potentissime superavit, eisdemque petentibus pacem dedit.“ Cf. Greg. Tur. H. Franc. L. IV. c. 23.

Stritter ibid. T. II. c. 54. . . . „Respondent (imperatori Mauritio a. 590) se Sclavos esse, ad oceanum occidentalem habere sedes . . . Caganum eo legatos ad colligenda auxilia cum muneribus multis ad principes gentis misisse.“

8) v. Lang, Baierns Gaue. Nürnb. 1830. S. 29. — Epist. Bonif. 142. Bibl. Max. Patr. T. XIII. c. 135. „Etenim de Sclavis, Christianorum terras inhabitantibus, si oporteat censum accipere, interrogasti, frater. Hoc quidem consilio non indiget, dum rei causa manifesta. Si enim sine tributo sederunt, ipsam quoque propriam sibi vendicabunt terram. Si vero tributum dederunt, norunt dominatorem ipsam habere terram.“

9) Holle, die Slaven in Oberfranken. S. 33. Vgl. über das slavische Reich Samo's, dessen Siege die Ernennung Radulfs zum Herzog von Thüringen zunächst veranlaßten, Palacky, Gesch. von Böhmen. Bd. I. S. 76 ff.

10) Man hat in Frage gestellt, ob die Böhmen schon Karl dem

des Christenthums Hand in Hand gehenden Einflusse deutscher Bildung jene Länder wieder eröffnet. Von all diesen Slavenländern war jedoch Böhmen und Mähren nicht nur durch seine Lage, sondern auch, wie es scheint, durch eine dichtere Bevölkerung am meisten gegen etwaige gewaltsame Maaßregeln ihrer deutschen Oberherren geschützt. Herzog Rastizlav von Mähren erkämpfte sich sogar in der Mitte des neunten Jahrhunderts völlige Unabhängigkeit von Ludwig dem Deutschen; und die slavische Sprache gewann vorzugsweise dadurch einen festen Boden, daß Cyrill, der Apostel der Mähren und Böhmen, der in seinem Vaterlande, Macedonien, das Slavische erlernt hatte, die heilige Schrift und die Kirchenbücher in diese Sprache übertrug. Zwar ging das Mährenreich im Kampfe gegen die Magyaren unter (i. J. 907), und die slavische Liturgie ward von Gregor VII. der starren Einheit der katholischen Kirche geopfert [11]), aber das Bewußtsein nationaler Selbständigkeit hatte einmal Wurzel gefaßt im Volke und hat sich unter mancherlei Kämpfen und Schicksalen bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten, wo ein neuer Morgen für die slavische Literatur aufzugehen scheint.

Dieser Kampf der slavischen Nationalität gegen Kirche und Reich zieht sich wie ein rother Faden durch die böhmische Geschichte, und verdient von den Geschichtsforschern mit mehr Sorgfalt verfolgt zu werden, als bisher zu geschehen pflegte. Kaiser Karl IV., der die slavischen Fürsten von Mecklenburg

---

Großen zinsbar geworden seien; doch läßt sich wohl kaum daran zweifeln. Vgl. jedoch Palacky a. a. O. S. 103 ff. Von den daselbst angeführten Beweisstellen sprechen für unsere Ansicht insbesondere (S. 107) Ann. Mett. ad ann. 803. „Zodan princeps Pannoniae veniens (ad Regenesburch) imperatori se tradidit. Multi quoque Sclavi et Huni in eodem conventu fuerunt, et se cum omnibus, quae possidebant, imperatoris dominio subdiderunt“ und (S. 103) Charta divisionis imperii von 817: „Item Hludowicus volumus ut habeat Baioariam et Carentanos et Beheimos et Avaros atque Sclavos, qui ab orientali parte Baioariae sunt.“

11) Palacky, Böhm. Gesch. Thl. 1. S. 338.

zu deutschen Reichsfürsten erhob, den Königen von Böhmen die erste Stelle unter den weltlichen Kurfürsten für immer sicherte, und auch die ausdrückliche Bestimmung in die goldene Bulle aufnahm, daß jeder muthmaßliche Erbe eines Kurhutes das Slavische erlernen solle [12]), beabsichtigte gewiß dem slavischen Einflusse in den Reichsangelegenheiten ein größeres Feld einzuräumen. Und Huß, der Martyrer kirchlicher Freiheit, war früher auf der Universität zu Prag der eifrigste Verfechter des Slaventhums und bekämpfte die den Deutschen daselbst statutenmäßig zustehenden Freiheiten mit solchem Eifer und Erfolg, daß 20,000 deutsche Studenten und Doctoren sich zur Auswanderung bewogen fanden. Es ist deßhalb gar nicht unwahrscheinlich, daß die Abneigung der Deutschen gegen Hußens Slaventhum vielleicht eben so viel zu seiner Verurtheilung beigetragen habe, als die Entrüstung der Kirche über die von ihm ausgegangenen religiösen Neuerungen.

Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes kann hier keinen Raum finden, doch dürften wohl die Nachrichten und Bemerkungen eines geistvollen Reisenden [13]) über die gegenwärtigen Sprachverhältnisse in Böhmen und Mähren unsern Lesern nicht unwillkommen sein: „Vornehmlich haben die tschechischen Slaven in Böhmen und Mähren, die mit einer an Großthaten der Altvorderen reichen Geschichte und mit einer mit vielen schönen Productionen prangenden Literatur, mit einer Sprache, die früher als irgend eine andere slavi-

12) Aurea Bulla Caroli IV. Cap. 30. . . . „Quapropter statuimus, ut . . . Electorum filii, vel heredes, vel successores, cum verosimiliter Teutonicum idioma sibi naturaliter inditum scire praesumantur et ab infantia didicisse, incipiendo a septimo aetatis suae anno, in Grammatica, Italica et Slavica linguis instruantur, ita quod infra decimum quartum aetatis annum existant in talibus juxta datam sibi a Deo gratiam eruditi.“,

13) Kohl, Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Dresden 1841. 8. Thl. III. S. 465 ff.

sche Sprache cultivirt wurde, und mit einer in vielen Zeiten einigen und compacten bedeutenden politischen Masse sich als die mächtigsten und am meisten befähigten Westslaven darstellen, dem Deutschthume Widerstand entgegengestellt. In vielen Perioden der Geschichte, von dem blühenden Reiche des Krok und der Libuscha, von dem großen mährischen Reiche des Swatopluk, „„des Befreiers der germanischen Südslaven““, bis zu den alles deutsche Nachbarland bedrohenden und verwüstenden Hussitenkriegen und bis zu der für tschechische Sprache und Literatur so glänzenden Zeit unter Kaiser Rudolph (von 1577 — 1610) herab, gaben sich in Böhmen und Mähren die energischesten Reactionen gegen das Deutschthum kund.“

„Allerdings sind nichtsdestoweniger auch hier jetzt alle höheren Klassen der Gesellschaft germanisirt, theils in Folge der Vermischung mit den eingewanderten Deutschen, theils in Folge des großen politischen Uebergewichts, das die benachbarten Deutschen übten. Der hohe Adel des Landes, die höhere Geistlichkeit und die Bürgerschaft der größten Städte wurden deutsch. In dem größten Theile der Grund- und Urbevölkerung des Landes blieb aber alles slavisch, die niedere Geistlichkeit und die Bürgerschaft der kleinen Städte ebenfalls. Auch ist der Grad der Verdeutschung der höheren Stände hier ein ganz anderer (als in den übrigen germanisirten Slavenländer Deutschlands). Während z. B. im Erzherzogthum Oesterreich und in Brandenburg, in Ost- und Westpreußen u. s. w. der einheimische slavische Adel völlig ausgerottet und ein von Haus aus deutscher an seine Stelle gesetzt wurde, während in Sachsen, Mecklenburg, Pommern u. s. w. der einheimische slavische Adel so vollkommen verdeutscht wurde, daß er alles Andenken an seinen slavischen Ursprung verlor, behielt doch der verdeutschte böhmische Adel seine alten slavischen Erinnerungen lieb, und es blieb unter ihm, wie unter allen deutschen Ständen Böhmens und Mährens, ein alter tschechischer Patriotismus heimisch. Ja

dieser tschechische Patriotismus theilt sich sogar in einem gewissen Grade den in's Land eingewanderten Deutschen mit und zeigt sich überall in einer großen Vorliebe für tschechische Alterthümer und Geschichte und in sorgsamer Pflege der Blüthen tschechischer Literatur. Auch in der politischen oder juridischen Verfassung des Landes, in den die privatrechtlichen Verhältnisse regulirenden Gesetzen, im Zustande des Landbaues, in der Weise der Betreibung der Gewerbe und in der Kleidung des Volks blieb sehr viel Slavisches zurück."

„Die deutsche Kolonisation verbreitete sich hier, wie in Schlesien und auch in anderen Ländern, vorzugsweise durch die Gebirge. Das Erzgebirge, der Böhmer-Wald, das Riesengebirge und die Sudeten zeigen fast durchweg deutsche Grundbevölkerung. Die Slaven wurden in diesen Gegenden mit der Wurzel ausgerottet, und überall ward ein reines Deutschland hergestellt. Nur in den Ebenen Böhmens und Mährens blieb die slavische Bevölkerung in dichten unvermischten Massen beisammen. Sogar in das niedrige Gebirge, welches Böhmen und Mähren trennt, rankten deutsche Ansiedelungen hinein. Das Gebiet der sogenannten „„Schönhengstler““ ist in den mährischen Gebirgen ein rund umher von Slaven eingeschlossenes Ländchen; ein eben solches ist auch das sogenannte „„Kuhländl““ zwischen Mähren und Schlesien, das hier am meisten gegen Osten vorgeschobene rein-deutsche Gebiet [14]). Das Umsichgreifen der

14) Kohl, a. a. O. S. 340. „Neutitschein, ein Städtchen von 7000 Einwohnern, die wir sammt und sonders in ihren Sonntagsröcken auf dem „„Ringplatze““ des Ortes fanden, liegt schon im sogenannten „„Kuhländl.““ Dieses Ländchen mit so einladendem Namen, in dem gewiß, wenn auch nicht Honig, doch wenigstens Milch fließen muß, umfaßt die oberen Quellen der Oder, und es bildet entschieden einen der merkwürdigsten Theile von Mähren. Es ist durchweg mit Deutschen und zwar mit wohlhabenden Leuten bevölkert." . . . „Das Kuhländl ist auch das Wiegenland der mährischen Brüder und der daraus später hervorgegangenen Herrnhuther."

Deutschen in den tschechischen Gebirgsgegenden scheint bis auf unsere Tage herab noch weiter fortgeschritten zu sein, denn noch jetzt findet man in allen diesen Gebirgen Dörfer, in denen noch im vorigen Jahrhundert Slaven wohnten, während jetzt Deutsche sich daselbst eingenistet und Raum geschafft haben. Hier und da haben auch die Deutschen bereits von den Gebirgen aus in die slavischen Ebenen eingegriffen. Vorzugsweise geschah und geschieht dieß in Böhmen vom sächsischen Erzgebirge her, wo fast das ganze Thal der Eger deutsch geworden ist, und in Mähren von der Grenze des Herzogthums Oesterreich her, wo bereits im ganzen Thale der Thaya bis an die Iglawa Dasselbe sich ereignete. Der Deutsche vertreibt hier den Slaven aus einem Sitze nach dem andern" [15]).

„Auch von den größeren Städten aus greift das Deutschthum im Lande um sich. Die Umgegenden von Olmütz, Brünn, Prag u. s. w. haben ihre slavische Bevölkerung durchaus mit deutscher ausgetauscht, und man kann die Weichbilder dieser Städte ganz und gar als deutsche Oasen inmitten der slavischen Massen betrachten."

„Zählt man in Böhmen und Mähren blos Das, was rein deutschen Blutes ist, so stellen sich die germanischen zu den slavischen Bevölkerungselementen etwa in dem Verhältnisse von 1 : 4; denn von den 6 Millionen Menschen, welche beide Länder bevölkern, sind etwa 1,500,000 zu verschiedenen Zeiten eingewanderte Deutsche. Doch wollte man alles Germanisirte dazu rechnen, und ebenso in Anschlag bringen, was in dem slavischen Böhmen schon Deutsches steckt, so würde sich das Verhältniß für das Deutschthum noch viel günstiger zeigen. Ohne sich in dem Grade und auf die Weise wie Sachsen und Preußen zu verdeutschen; haben doch die Tsche-

15) Eine nähere Prüfung dieser Behauptung und, sofern sie begründet ist, eine möglichst genaue Ermittelung der Ursachen dieses Vordringens der deutschen Sprache wäre sehr zu wünschen.

chen beständig an dem Gemeinwesen, an dem Staatsleben und an dem ganzen geistigen Leben der Deutschen so innigen Antheil genommen und so mächtig in das deutsche Treiben eingegriffen, wie auch umgekehrt deutsches Wesen so mächtig bei sich eingreifen lassen, und sind auch für die Zukunft so völlig an Deutschland gewiesen, daß sie wohl die ihnen von ihren östlichen slavischen Brüdern angebotene Fraternisirung nicht anzunehmen geneigt sein möchten, wenngleich ein mit Deutschen verbündeter, übrigens aber auch unabhängiger tschechisch-deutscher Staat wohl gewiß zu den Lieblingsträumen der böhmischen Patrioten gehört und wenngleich gewiß die dereinstige Resurrection einer solchen keine so völlige Unmöglichkeit ist wie die Wiederbelebung eines wilzischen, sorabischen, wendischen, kassubischen oder slesazischen Knäsenthums, wozu wohl keineswegs Lebenselemente genug übrig geblieben sein möchten."

§. 8.

Die deutsche Sprachgrenze in Schlesien, Brandenburg, Pommern und Preußen.

Von der Oppa, zwischen Troppau und Jägerndorf lauft die Sprachgrenze erst östlich in der Richtung von Ratibor auf die Oder, wendet sich aber, bevor sie dieselbe erreicht, wieder nordwestlich, und nachdem sie dieselbe in einer Entfernung von etwa zwei Meilen eine Zeitlang begleitet hat, geht sie oberhalb Brieg über diesen Fluß, indem sie nun in östlicher Richtung fast bis an die Wasserscheide zwischen Oder und Warta vordringt. Von hier an findet dann das umgekehrte Verhältniß Statt wie in Böhmen; es liegen nämlich die Quellen der Flüsse, meist im slavischen Gebiete, während die Niederungen von den Deutschen besetzt sind; der Stober erreicht das deutsche Sprachgebiet oberhalb Kreuzburg, der Bartsch bei Militsch, das deutsche Fraustadt liegt fast auf der Wasserscheide zwischen Oder

und Warta, und die Obra, welche unter Schwerin in die Warta mündet, berührt das deutsche Gebiet zweimal, bei Karge und bei Tirschtiegel, bevor sie bei Meseritz völlig in dasselbe eintritt. Die deutschen Grenzorte an der Warte sind Birnbaum und Zirke und an der Netze Driesen und Radolin; das Flußgebiet der Kuddow ist fast ganz deutsch, weiter östlich bildet die Brahe bis zu ihrer Quelle die Grenze, und den nördlichsten Winkel bilden die drei vormals pommerellischen Städte Bütow, Lauenburg an der Leba und Stolpe am Flusse gleiches Namens.

Das Königreich Preußen ist nur eine große deutsche Sprachinsel, welche jedoch durch eine Reihe von deutschen Niederlassungen, die auf der vorliegenden Karte bloß theilweise angegeben werden konnten, gewissermaßen mit Deutschland zusammenhängt. So sind die nächsten Ufer der Weichsel von Thorn bis Danzig fast ganz von Deutschen besetzt, längst dem Kanal von Bromberg erstrecken sich deutsche Niederlassungen bis an die Netze, und von da bilden sie gleichsam eine Telegraphenlinie bis zum Mutterlande. Unter den nördlicher gelegenen deutschen Niederlassungen im slavischen Gebiete sind insbesondere die bei Wirsitz und bei Vandsburg von etwas bedeutender Ausdehnung. Die übrigen deutschen Grenzorte im Königreiche Preußen sind: Eilau am Geserichsee, Guttstadt an der Alle, Rastenburg am Guber, Nordenburg an der Ilme, Wehlau am Zusammenflusse der Alle und des Pregels und Schaken am kurischen Haff.

Unfern Nordenburg beginnt auch die Grenze zwischen der slavischen und der lettischen Sprache, welche unterhalb Grodno den Niemen erreicht. In dem lettischen Sprachgebiete befinden sich ebenfalls ansehnliche deutsche Niederlassungen, von denen die bei Gumbinnen noch innerhalb des Königreichs Preußen liegt. Einige der nördlicher gelegenen sind zwar auf der Karte angedeutet worden, doch

bleiben die Untersuchungen über die deutsche Sprache in den russischen Ostseeprovinzen hier ausgeschlossen.

Von größerer Bedeutung für unsern Zweck ist die slavische Sprachinsel, welche sich im deutschen Gebiete befindet, die Lausitz, wo noch immer wendisch gesprochen wird. Die auf der Karte angegebene Grenze, welche von der auf der Döringschen Karte bezeichneten abweicht, verdanke ich dem durch seine zahlreichen patriotischen Schriften bekannten Hrn. Rentamtmann Peusker in Großenhayn, welcher mir mit seltener Bereitwilligkeit aus dem damals noch ungedruckten zweiten Bändchen seiner „Blicke in die vaterländische Vorzeit" schätzbare Mittheilungen über die dortigen Sprachverhältnisse gemacht hat. Mit Hinweisung auf jenes Werk [1])

---

1) Karl Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Bd. II. §. 20. „Die schlesisch-lausitzische Gebirgsmundart, und die früheren Bewohner des östlichen Deutschlands." S. 49—99 und §. 26. „Die Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz" S. 179 — 191. Die für eine Spezialkarte zu benutzende genauere Grenzbestimmung ist folgende (S. 188): „Das wendische Sprachgebiet 1) in der Oberlausitz sächsischen wie preußischen Antheils, wird von einer Linie umschlossen, welche von Muskau über Skerbersdorf, Daubitz, Kosel, Petershayn, Kulm, Radisch, Krischa, Nostitz, Kittlitz (diese Orte mit eingeschlossen) bis Löbau geht, wo ein Wendepunkt eintritt, und in welcher Stadt für die nördlich liegenden Dörfer Altlöbau, Oelsa rc. wendisch gepredigt wird, während die Stadt selbst, so wie alle südlich und östlich gelegenen Dörfer, seitdem historische Nachrichten vorhanden, völlig deutsch sind. Von hier aus geht die Linie westlich zu, über das wendische Dehsa, nahe dem völlig deutschen Kunewalde, längs der Reihe der schon beschriebenen alten Götterberge der Sorben vorbei, über Postwitz, Sohra, Gaußig, Demnitz, das wendische dörferreiche Kirchspiel Göda, zum meißener Kreise gehörig, mit einschließend. Dann nordwestlich über Pohla, Burkau, Seuritz, Jauer, Nebelschütz, Jesau, Zschorne, Biele, Weißig, Bernsdorf, Wiednitz, Wendisch Sella, Hohenbucka, Bielen, Rimmtsch und über Laute, Wendisch-Sorno und Senftenberg in die Niederlausitz." — „2) In Bezug auf die Niederlausitz beginnt die Linie bei Senftenberg (im ehemaligen meißnischen Kreise gelegen) mit den wendischen Parochien Lauta, Sorno, Klettwitz und Groß-Röschen; geht dann über Dobistrav,

beschränke ich mich hier auf folgende handschriftliche Angaben des Hrn. Verf.: „Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß diese Grenzlinien öfters über deutsche Orte gehen, sowie auch innerhalb derselben solche liegen, zumal in der Nähe der Städte, wo deutsche Sprache und Sitte herrscht, obwohl fast in allen für die umwohnenden Wenden in ihrer Sprache gepredigt wird. Die meisten, und wenigstens die an den Grenzlinien und um die Städte wohnenden Wenden, sprechen in der Regel auch deutsch, nämlich in ihren Dialecten mit manchen wendischen Spracheigenthümlichkeiten, oder verstehen es wenigstens zur Noth. Können die lausitzischen Wenden auch nur als Ein Stamm der slavischen Nation angenommen werden, so scheint doch zeitig eine Trennung der in der Oberlausitz und der in der Niederlausitz wohnenden Wenden erfolgt zu sein, denn beider Sprache weicht in vieler Hinsicht von einander ab und so, daß sie als zwei verschiedene Mundarten zu betrachten sind. Während die Oberlausitz sich der böhmischen Sprache nähert, besitzt die niederlausitzische viele polnische Spracheigenthümlichkeiten. Der oberlausitzische Dialect theilt sich wieder in zwei Unterabtheilungen, die südliche um Budissin und Löbau, und die nördliche in der Haidegegend; eine dritte, die sogenannte katholische, ist nur in der Schriftsprache gewöhnlich. Der Kern und Mittelpunkt des niederlausitzischen Wendischen ist im Kottbuß'schen Bezirke, es schließt sich östlich

---

Salhausen und Barzig in den (niederlausitzischen) Kalauer Kreis, und zwar über Bug, Lipta und Kalau, dann in die Herrschaft Lübbenau, über diesen Ort, Zerkwitz und Rago, dann südöstlich, im lübbenschen Kreise, über Radensdorf, Zauche und Straupitz und den Cottbusser Kreis nördlich umschließend, über Peitz mit Fehro und Drachhausen; darauf an der Neiße, an der westlichen Seite des Gubener Kreises, in der Herrschaft Forst und längs der Orte Mulkwitz und Eulau und westlich an Forst herauf, über Klein-Kölzig ꝛc. sich wiederum bei Muskau anschließend, womit oben begonnen wurde, und wo die Grenze beider, der ober- und niederlausitzischen Dialecte, westlich über Schleife, Spremberg bis Senftenberg führt."

dem schon sehr dem niederlausitzischen sich zuwendenden Oberlausitzischen um Muskau an, westlich aber den schon mehr den Budissinschen Dialect annehmenden Gegenden um Hoyerswerda und Senftenberg.“

„Wieweit die früheren Milziener oder oberlausitzischen Wenden, die Lusizer oder niederlausitzischen Wenden (meist Sorbenwenden gewandt und sich selbst Serben nennend) und die mit diesen nahe verwandten aber untergegangenen früher westlich wohnhaft gewesenen Sorbenzweige sich über die Königl. und Herzogl. sächsischen Lande verbreitet hatten, nämlich bis an die Saale und selbst in einzelnen Punkten über diese hinaus, ergiebt sich aus den auf der Landkarte zu findenden auf itz, owe etc. endigenden Ortsnamen.

Die wendische Sprache geht allmählig dem Aussterben entgegen; denn in den Schulen wird das Deutsche mehr und mehr getrieben, und ebenso hört das Predigen in wendischer Sprache an einzelnen Orten nach und nach auf. Man nimmt an, daß dieselbe im Allgemeinen mit jedem halben Jahrhundert um eine Meile zurückgedrängt wurde. Dieses Absterben ist übrigens am zeitigsten in der Niederlausitz zu erwarten, während in der sächsischen Oberlausitz mehr für Erhaltung derselben gethan wird, wo auch Schriften über die dasige Mundart (welche über das Niederlausitzische fast ganz fehlen) „seit wenig Jahren mehrere erschienen sind.“

Das rasche Zurückweichen der slavischen Sprachgrenze von der Elbe über die Oder hinaus ist ein für Deutschlands Geschichte und Literatur so wichtiges Ereigniß, daß dasselbe eine in alle Einzelnheiten eingehende Erforschung verdient. Hier können, unter Verweisung auf einige dahin einschlagende Schriften [2]), nur allgemeine Umrisse gegeben werden.

---

2) J. G. Kohl hat in seinen bereits erwähnten „Reisen ins Innere von Rußland“ Th. III. S. 431 — 517 unter der Aufschrift: „Schlußbetrachtung über die slavisch-germanische Völkermischung“ eine übersichtliche Darstellung dieser slavisch-deutschen

Die von Karl dem Großen zur Sicherung der Ostgrenze seines Reiches errichteten Marken blieben auch unter seinen Nachfolgern bestehen [3]; doch wurde zur Zeit Königs Heinrich I. das rechte Saaleufer noch als Slavenland betrachtet [4]. Ihm gelang es durch die Besiegung der Daleminzier und durch Erbauung der Feste Meißen den Grund zur völligen Unterjochung und Germanisirung der zwischen Saale und Elbe wohnenden Völkerschaften zu legen [5]. Jen-

Verhältnisse gegeben. Unter den neueren Geschichtsforschern liefern insbesonder K. C. v. Leutsch (Margraf Gero. Leipz. 1828), Klöden (Geschichte der Städte Berlin und Kölln. Berl. 1839), Riedel (die Mark Brandenburg im Jahr 1250. Berl. 1832 2 Thle.), Giesebrecht (Wendische Geschichten a. d. J. 780 — 1182. Berl. 1843. 3 Bde.) trefflichen Stoff und vielfache Nachweisungen zu einer mehr historischen Begründung.

3) Bei der von Kaiser Ludwig I. im Jahr 839 beabsichtigten Theilung werden die thüringischen und sächsischen Marken ausdrücklich genannt: „ducatum Toringubae cum marchis suis, regnum Saxoniae cum marchis suis" (Pertz Mon. I. p. 435). Zu Thüringen wurden die sogenannten Ostmarken gerechnet, welche das Land zwischen der Saale und Elbe mit den Hauptorten Merseburg, Zeiz und Meißen umfaßten, und später auch die Markgrafschaft Lausitz. Zu Sachsen gehörte die überelbische Mark (Holstein, Wagrien und das Obodritenland) und die Nordmark (die Altmark mit den Hauptplätzen Salzwedel und Stendal), von wo aus Albrecht der Bär die Mark Brandenburg eroberte, welche damit verbunden ward. Selbst Pommern zogen die Markgrafen in ihr Bereich.

4) Liudprandi Antapodosis L. II. c. 22. (Pertz. Mon. T. V. p. 294) . . . „Meresburg quod est in Saxonum, Turingiorum et Sclavorum confinio castrum."

5) Thietmari Chron. L. 1. c. 9. (Pertz Mon. T. V. p. 739). Die Daleminzier hatten bereits ums Jahr 933 allen Widerstand gegen die Sachsen dergestalt aufgegeben, daß sie nicht einmal mehr wagten, für die ins Land eingefallenen Ungarn, die sie doch früher selbst zu Hülfe gerufen hatten, Partei zu ergreifen. Nach Örtel (das Münster der Augustiner Chorherrn zu St. Afra in Meißen, Leipz. 1843. S. 6), soll Heinrich auch schon deutsche Kolonisten aus Sachsen und Franken im Lande angesiedelt haben; das Christenthum aber habe der Regensburger Mönch Boso den Slaven in ihrer eigenen Sprache verkündigt.

seits der Elbe hatten seine Siege einen minder dauernden Erfolg; denn die wendischen Staaten blieben daselbst bestehen, und der zu Rethra in einem See unfern Strelitz gelegene heidnische Tempel, wo Radegast, eine Nationalgottheit der Slaven, verehrt wurde, bildete wie es scheint einen Mittelpunkt des Widerstandes sowohl gegen die deutsche Oberherrschaft, als auch gegen das Christenthum [6]. Otto I. hielt zwar durch wiederholte Siege und durch seine tapferen Markgrafen, Hermann Billing an der unteren und Gero an der mittleren Elbe, die Wendenländer in Zinsbarkeit; und stiftete auch die Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (949); aber dennoch standen im Anfange des zwölften Jahrhunderts die Götzentempel auf dem rechten Ufer der Elbe noch unversehrt und die wendische Nationalität wieder in einer selbständigen Haltung [7]. Albrecht, Graf von Askanien, genannt der Bär, der vom Jahr 1123—1170 mit Kraft und Erfolg in den Marken waltete, ward Stifter der Mark Brandenburg und begann eigentlich erst, das Christen-

---

6) Widukindi R. gest. Sax. L. I. c. 36. (Pertz Mon. T. V. 433). „Cumque vicinae gentes a rege Heinrico factae essent tributariae, Apodriti, Wilti, Hevelli, Dalamanci, Boemi, Radarii, et pax esset, Radarii defecerunt a fide“ . . . coll. Adam. Brem. H. Eccl. L. II. c. 11 (Lindenbrog. p. 19) und Widuk. l. l. L. III. c. 70. (Pertz l. l. p. 464.)

7) Vergl. Giesebrecht Wend. Gesch. Bd. I. 140 ff. und Bd. III. S. 23. „So standen kurz vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts sieben Augustinerstifte in Magdeburg, Neuenmünster, Hagernstorp, Jericho, Parduin, Leizkau und Meißen als Warten der Kirche da, die von den Grenzen der Christenwelt nach dem heidnischen Wendenlande hinüberblickten. In diesem aber lagen der Wolliner Bischofsitz, die Pommerschen Gemeinen, Gemeinen in Wagrien, wohl nicht in bedeutender Zahl, vermuthlich auch Gemeinen in den unter Magdeburg gehörigen Bisthümern, gleich zerstreuten christlichen Eilanden, noch rings von Götzendienst umgeben, und obwohl kein eigentlicher Krieg war, wurde doch von den Abodriten und Luitizern Todschlag und Verheerung an Christen, vornehmlich an den Dänen verübt, Unthaten, welche zur Rache herausforderten.“

thum und deutsche Gesittung in den damit verbundenen Ländern zu verbreiten und zu befestigen [8]). Ob er, wie Helmold erzählt, auch die Ueberreste der durch seine Kriegszüge aufgeriebenen Slaven aus ihren Städten und Dörfern vertrieben und diese sächsischen und niederländischen Kolonisten eingeräumt habe, oder ob, wie Riedel nachzuweisen sucht, diese Berichte übertrieben seien, da sich urkundlich nachweisen lasse, „daß die Slaven aller Gegenden der Mark Brandenburg nur unter geringen, und mehr dinglichen als persönlichen Lasten stehend, auf einzelnen Hufen oder in ganzen Dörfern in einem bestimmten Rechtsverhältnisse lebten, nimmermehr sich aber sämmtlich in der Leibeigenschaft befanden", das kann hier nicht entschieden werden. Auffällig ist es jedenfalls, daß diese slavischen Länder in einer so sehr kurzen Zeit völlig germanisirt wurden, und es scheint fast, daß die slavische Bevölkerung keine hinlängliche Bedeutung behielt, um in Beziehung auf ihre Sprache von der Kirche oder dem Staate berücksichtigt zu werden; wenigstens wird von den zu Brandenburg gehörigen Marken auf dem rechten Ufer der Elbe nicht gemeldet, ob nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts die Predigt und die Gerichtssprache im Allgemeinen noch slavisch gewesen sei [9]).

8) Klöden, Gesch. v. Berlin. S. 134—155.

9) Helmoldi Chron. Slavorum L. I. c. 86. Vgl. Riedel, die Mark Brandenburg Bd. II. S. 16—56. Für Riedel spricht der Umstand, daß in der Altmark selbst, nach deren Vorbild doch wohl die übrigen Marken eingerichtet wurden, die slavische Sprache sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten hat. Die Verfolgung war demnach wohl nicht gegen die slavische Nation, sondern gegen das Heidenthum gerichtet, und gegen die aus der Anhänglichkeit an dasselbe entspringenden wiederholten Empörungen. — Was das Aussterben der slavischen Sprache betrifft, so sagt Klöden (a. a. O. S. 251): „um Leipzig soll man noch im 14ten Jahrhundert wendisch geredet haben. Aber in der Mark und selbst in Vorpommern hat sie schon früh aufgehört, und allgemeine Landessprache war sie im 14ten Jahrhundert in keiner ehemals wendischen Provinz."

In Wagrien und im Abodritenlande begann die eigentliche Germanisirung mit Heinrich dem Löwen. Erst ums Jahr 1154, nachdem Kaiser Friedrich I. diesem die Investitur der drei Bisthümer Aldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg zugestanden hatte, gelang es dem Missionswerk und damit zugleich deutscher Sitte und deutscher Sprache, in diesen Gegenden festen Boden zu gewinnen. Aller fernere Widerstand des heidnischen Wendenthums gegen Kirche und Reich schlug von nun an nur um so mehr zu dessen Verderben aus. Im Jahr 1160 auf dem Landtage zu Berenvorde geächtet und wiederholt von Sachsen und Dänen geschlagen, verlor der größere Theil dieser unglücklichen Bewohner des Abodritenlandes endlich sogar Freiheit und Vaterland; denn wen das Schwert noch verschont hatte, der verfiel dem Hungertode oder der Knechtschaft [10]). Der letzte Sprößling des abodritischen Fürstengeschlechts, Pribizlav, welcher durch den Einfluß seiner norwegischen Gemahlin förmlich zum Christenthume übergetreten war, erhielt zwar später, als Heinrich der Löwe selbst von allen Seiten bedrängt wurde, einen Theil seiner väterlichen Lande zurück; die wendische Sprache und Volksthümlichkeit wird jedoch an dem durch schwere Schicksale gebeugten, und nun endlich der neuen Ordnung der Dinge sich fügenden Herrscher keine bedeutende Stütze erlangt haben.

Die Bewohner von Vorpommern, durch die Persante, oder wie Kantzow sagt, durch den Gollenberg bei Köslin

---

10) Helm. ibid. L. II. c. 5.„ Omnis ergo terra Obodritorum et finitimae regiones, quae pertinent ad regnum Obodritorum assiduis bellis, maxime vero hoc novissimo bello, tota in solitudinem redacta est, Domino scilicet favente et dextra piissimi Ducis confortante. Si quae Slavorum extremae remanserant reliquiae, propter penuriam et agrorum desolationes tanta inedia confecti sunt, ut congregatim ad Pomeranos sive ad Danos confugere cogerentur, quos illi nihil miserantes Polonis, Sorabis atque Boemis vendiderunt.“ Vgl. Giesebrecht a. a. O. Thl. III. S. 67—156.

von Hinterpommern geschieden, wurden von ihren Stammgenossen in Polen zum Christenthume bekehrt, jedoch durch einen deutschen Glaubensboten. Als nämlich Boleslaw III., Herzog von Polen, voll christlichen Eifers Pommern dergestalt verheert hatte, daß die schwer Bedrängten es sogar für ein Glück ansahen, durch Annahme des Christenthums und durch Anerkennung der polnischen Oberhoheit wenigstens ihr Leben und ihre Freiheit retten zu können, fand sich unter der polnischen Geistlichkeit Niemand, der zu einem solchen Bekehrungsgeschäfte sich geeignet hätte. Der Herzog berief deßhalb im Jahr 1123 den würdigen Otto, Bischof von Bamberg, zu diesem Gotteswerke, welches derselbe mit ebensoviel Milde als Festigkeit vollbrachte [11]).

Auf diese Weise verbreitete sich auch in Pommern die deutsche Sprache zunächst unter dem Schutze und mittelst der christlichen Kirche. Zugleich begünstigten aber auch die eingeborenen Fürsten deutsche Ansiedelungen aller Art in Stadt und Land, so daß slavische Sitte und Sprache zuletzt ganz verdrängt wurde, und daß selbst auf der Insel Rügen, dem Hauptsitze des slavischen Götzendienstes in Pommern, die wendische Sprache bereits im 15ten Jahrhundert gänzlich ausstarb. Wie rücksichtslos die deutschen Einwanderer dabei verfahren sind, ersehen wir aus den Schilderungen des Chronisten Kantzow, eines Zeitgenossen Luthers [12]).

---

11) Barthold a. a. O. Th. I. S. 475 und Giesebrecht Thl. II. S. 253 ff.

12) Klöden, Gesch. v. Berlin S. 251. Kantzow berichtet diese Germanisirung seines Vaterlandes nicht ohne ein mitleidiges Gefühl für die „armen Wenden" (Vrsprunk der Cassuben, Wenden vnd Rugen. Ausg. v. Böhmer S. 34): „Vmb disse tit (1151) olse de Christendhom noch so nyge im Lande was, so khonde man von den pamern keine kerckendener nhemen, nhadem se thouorn heiden geweset, vnd sust noch van en keinr studeret hedde: so moste man van not wegen dudische int land forbern; vnd nicht allein darumb, sondern ook deshalffen, dat de stede vnd dat land vhast verwüstet was, dorch vele krich, ock dorch wechfhorent der pamern, de hertoch Bolis-

Diesem Uebermuthe unserer Landsleute schreibt es daher Kantzow vorzugsweise zu, daß die Herzoge von Hinterpommern diese neuen Gäste möglichst fern gehalten hätten [13]. Mestwin, der letzte wendische Herzog von Hinterpommern († 1295) war wenigstens ungeachtet seiner vielfachen Beziehungen zu dem deutschen Orden „der deutschen Sprache so wenig mächtig, daß er sich eines Dolmetschers bediente" und „hinterließ sein Land mit dem vollständigen Gepräge der slavischen Eigenthümlichkeit [14]. Noch in größerem Maaße scheint der dortige Adel und wohl auch das übrige Volk das deutsche Wesen gehaßt zu haben; denn nach Kantzow geschah es vorzugsweise auf Andringen der „Landschaft", daß Mestwin seine Verwandten, die Herzoge von Vorderpommern und den Fürsten von Rügen, weil sie „weren dudisch geworden und dudische rede vnd sede hebden angenhamen" und weil „de hinderpomern gar keine dudische hern hebben wolden" überging und Przemyslaw, den Herzog — nachmaligen König — von Polen zum Erben einsetzte [15].

Nach allem diesem dürfte es doch wohl so unwahrscheinlich nicht sein, wie Barthold glaubt, daß Hinterpommern

---

laff vän Palen gedhan hedde. Alse nhu de dudischen hyr int land by hupen qwemen (in Haufen kamen), vnd de verwusteden stede innhemen, vnd wedder vprichteden, vnd sick duncken lieten vele geschickeder vnd beter syn alſ de Wenden; begunden se te Wende to verachten vnd to verhaten, vnd makeden gesette, dat kein Wend tho eren Gilden edder wercken jn den steden scholde gestadet werden, vnd sollicks deden se thom vornehmesten jn vorpammern. Sollike verachtinge vnd schimp erer landeslute segen (sahen) de hinderpamern auer der Grabow (einem westlichen Zuflusse der Wipper) vnd Cholmberg, vnd moyede en sehre, vnd fruchteden, dat en datsulffe so ock noch mochte wedderfaren" .... Vgl. auch Barthold a. a. O. Thl. II. S. 213.

13) Kantzow a. a. O. ... „Zubislaff regirde von der Grabow an bet thor Wissel, vnd sach sampt syner Lantshop mit allem fliete vor, dat nicht dorch jennige orsake de dudischen sick thoen jnnschrodeden; vnd macht by en kregen."

14) Barthold Bd. III. S. 61.

15) Kantzow a. a. O. S. 81 u. 82.

der Zufluchtsort der aus Vorpommern geflüchteten Slaven geworden war, und daß, auch noch nach Annahme des Christenthums, der slavische Adel sammt den wohlhabendern Einwohnern die unter unmittelbar deutsche Herrschaft fallenden Länder lieber räumte, als seine Nationalität aufgab [16]. Wenigstens muß sich die gegenwärtige Sprachgrenze in ihren Grundzügen bei der damaligen Ländertheilung gebildet haben. Markgraf Woldemar von Brandenburg machte nämlich, als Oberlehnherr von Pommern, Ansprüche auf das heimgefallene Herzogthum und gelangte auch 1306 wirklich in den Besitz des nördlichsten Theils, der den Namen Pommerellen führte. Er konnte jedoch auch davon nur einen kleinen Theil mit den Städten *Stolpe*, *Lauenburg* und *Bütow* behaupten; das Uebrige verkaufte er 1311 an den deutschen Orden. *Jene drei Städte bilden aber noch jetzt die äußersten Vorposten des deutschen Sprachgebietes in dieser Gegend.* Hätte der deutsche Orden das Land behaupten können, so wäre die slavische Bevölkerung wohl ganz von der Ostsee zurückgewichen; indessen hat vielleicht auch das hier waltende überwiegende slavische Element dazu beigetragen, daß die deutsche Kolonisation auf dem ursprünglich slavischen Boden nicht weiter vordringen konnte, und daß

---

16) Barthold. Bd. II. S. 358 — 361. Wiewohl ich in der Specialgeschichte Pommerns nicht so bewandert bin, daß ich dem gelehrten Verf. mit Entschiedenheit widersprechen möchte, so erscheint doch folgende Behauptung desselben: „Die mährchenhafte Annahme von Auswanderungen nach Hinterpommern ist nur dadurch entstanden, daß der Forscher des 16ten Jahrhunderts sich die dort fortdauernde slavische Sitte nicht deuten konnte, deren zähes Leben aber seine Nahrung nur aus der erneuerten Polenherrschaft seit dem Jahre 1466 zog", nicht hinlänglich begründet; denn die theilweise Vertreibung der Slaven aus dem Abodritenlande und aus Westpommern läßt, den Urkunden gegenüber (Wersebe, Niederl. Colon. Thl. II. S. 787. Nr. 130 u. S. 791. Nr. 132), sich meines Erachtens nicht wegläugnen, und daraus folgt dann von selbst, daß sie sich nach und nach in die östlichen Slavenländer zurückziehen mußten.

endlich auch die deutschen Herrscher den slavischen weichen mußten. Erst durch die streng disciplinirten stehenden Heere ist es leichter geworden, ganze Völkerschaften trotz aller Abneigung dauernd im Gehorsam zu halten.

In Schlesien haben wir eine ähnliche Erscheinung. Bolislaw, Herzog von Niederschlesien († 1201) war dem Deutschthume hold; er vermählte sich mit Adelheid Gräfin von Sulzbach, zog viele deutsche Ansiedler ins Land, und bestätigte denselben ihre deutschen Rechte und Gewohnheiten. Seine Nachfolger regierten in gleichem Sinne und bereits im Jahr 1352 war das Land dergestalt germanisirt, daß das Deutsche als Landessprache in den Kanzleien eingeführt werden konnte [17]. Dagegen geriethen die Herzoge von Oberschlesien (mit den Städten Troppau, Teschen, Ratibor und Oppeln) mehr in Abhängigkeit von Böhmen. Das Fürstenthum Troppau ging schon im Jahr 1246 an Böhmen verloren [18]; Herzog Nikolaus von Troppau, ein Enkel Königs Ottokar von Böhmen, verband damit im Jahr 1341 durch Heirath auch das Herzogthum Ratibor sammt einem Theile des Herzogthums Oppeln, und Teschen ward 1289, Oppeln selbst 1320 böhmisches Lehen [19]. Es ist demnach wohl unzweifelhaft, daß die Bildung der gegenwärtigen Sprachgrenze an der oberen Oder in die nächste Zeit nach der Trennung Oberschlesiens von Niederschlesien, d. h. in das 13te Jahrhundert gesetzt werden muß. Doch könnte hier ebenfalls die Nationalität der bereits vorhandenen Bevölkerung die Ursache gewesen sein, weßhalb die Fürsten des letzteren sich vorzugsweise dem deutschen Elemente an-

17) Schlözer, Abriß der nord. Geschichte. Allg. Welthist. Halle 1771. 4. Thl. 31. S. 227.

18) Ob vielleicht erst dadurch die böhmische Mundart in der Umgegend von Troppau herrschend geworden sei, verdient eine nähere Untersuchung.

19) Gebhardi, Gesch. v. Schlesien (Allg. Welthist. Thl. 52. B. 3) S. 397. 268 u. 275.

schlossen, während in Oberschlesien das Slaventhum unangefochten blieb. Wenigstens dürften die in Niederschlesien Statt gefundenen Einwanderungen schwerlich bedeutend genug erfunden werden, um daraus zu erklären, wie der größte Theil des Landes innerhalb eines Zeitraums von kaum 150 Jahren in ein völlig deutsches Gebiet umgewandelt werden konnte; und wir möchten daher in diesem Umstande lieber einen neuen Beweiß für die Ansicht finden, daß die deutsche Bevölkerung im östlichen Deutschland nie ganz vertrieben, sondern nur, ähnlich wie die spanische Bevölkerung von den Mauren, in die Gebirge gedrängt worden sei, von wo sie sich dann später wieder über die Ebenen verbreitet habe.

Eine geschichtliche Nachweisung wie und zu welcher Zeit sich die deutsche Sprachgrenze in Ost- und Westpreußen gebildet habe, würde fast eine gedrängte Geschichte des Landes sein und kann deßhalb hier keine Stelle finden. Der verdienstvolle Geschichtschreiber Preußens dürfte vor Allen im Stande sein, eine wünschenswerthe Zusammenstellung aller einschlagenden Verhältnisse zu liefern.

Die kassubische Sprache ist zwar nach Schafarik nur eine Abart der polnischen [20]; da jedoch dieses Volk bereits im 13ten Jahrhundert in den Urkunden von den Slaven ausdrücklich unterschieden wird, und bis auf den heutigen Tag, wo es noch eine Bevölkerung von etwa 80,000 Seelen bilden soll, seine nationale Eigenthümlichkeit mit der größten Beharrlichkeit behauptet, so schien eine besondere Bezeichnung desselben auf der Karte nicht unangemessen [21].

---

20) Schaffarik Gesch. d. slav. Sprache. S. 34.

21) Gebhardi sagt davon a. a. O. Thl. 52 S. 39: Die Cassuben an der Leba „weichen von den Wenden und Teutschen nicht nur durch ihre Kleidung und Gebräuche ab, sondern sie verachten und hassen auch die Teutschen so sehr, daß sie keine Verehelichung oder andere Vermischung mit selbigen dulden, und wenn diese geschähe, den vermeinten Schimpf mit Blute abwaschen würden ꝛc.“ — Herzog Bogislav nannte sich schon im Jahr 1291 in einer Urkunde Dei gratia Dux Slavorum et Cassubie. Ebendas.

Die Bewohner der kurischen Nehrung sind als ein besonderes Völkchen aufgeführt, weil ihre Sprache der finnischen näher verwandt sein soll, als der Lettischen [22]), worüber ich die Entscheidung Sachkundigen überlassen muß.

Schließlich muß ich noch für fernere Forschungen über die Germanisirung der deutschen Slavenländer auf eine Bemerkung hinweisen, die bereits Rudloff in seiner Geschichte der Grafen von Dannenberg (Schwerin 1789. 4.) gemacht hat, und die auch v. Wersebe (Niederl. Colon. Bd. II. S. 773) bestätigt. Die Slaven entrichteten nämlich keinen Zehnten, sondern zahlten einen festgesetzten Korn- und Geldzins von ihren Aeckern. Durch eine bessere Bearbeitung der von Slaven besetzten Güter gewannen daher nicht die Gutsherrn, sondern nur die Anbauer, während die gutsherrliche Rente der von den zehntpflichtigen deutschen Kolonisten bestellten Ländereien mit der besseren Bewirthschaftung von Jahr zu Jahr stieg. Dieß veranlaßte dann, wie aus einer Menge Urkunden hervorgeht, sehr viele Grundherren die slavischen Bewohner ihrer Dörfer zu vertreiben und Deutsche daselbst anzusiedeln [23]). Warum aber die Slaven

22) Allg. Welthist. Thl. 50. S. 307. Kohl sagt dagegen a. a. O. S. 459: „Westpreußen hat bloß polnische Enclaves (etwa 350,000 Seelen), Ostpreußen aber auch lettische (etwa 6000 Seelen) und litthauische (etwa 66,000), jene auf der kurischen Nehrung, und diese bei Tilsit und Gumbinnen."

23) „Wersebe, Niederl. Colonien. Bd. II. S. 773 u. S. 774. Anm. 118. Der Slavenzins bestand für die drei von Heinrich dem Löwen gestifteten Bisthümer Ratzeburg, Schwerin und Lübeck „von jedem Haken oder slavischen Pfluge drei dort übliche Maaß Getreide, einen Schilling an Geld, eine Riste Flachs und ein Küchlein." S. 778. „Helmold rühmt ausdrücklich, daß die Zehnten im Slavenlande durch die Einwanderungen der Teutschen vermehrt wären." (Helmold L. I. c. 87. num. 14. „et auctae sunt decimationes in terra Slavorum, eo quod confluerent de terris suis homines Teutonici ad colendam terram spatiosam" . . .) Auch die Slaven in Franken entrichteten keinen Zehnten, vgl. v. Lang, Baierns Gaue S. 121.

nicht lieber den Zehnten zahlten, als das Land räumten, das habe ich noch nicht ermitteln können.

§. 9.
Rückblick.

Nachdem wir die Länder deutscher Zunge in ihren äußeren Grenzen geschichtlich zu beleuchten versucht haben, sei es uns verstattet, bevor wir zu der Abgrenzung der einzelnen deutschen Mundarten übergehen, erst noch einen Blick auf die Karte von Europa zu werfen, um wenigstens im Allgemeinen die Stellung zu erkennen, welche die Gesammtheit der germanischen Bevölkerung unter den übrigen Volksstämmen dieses Welttheils schon vor 2000 Jahren eingenommen und bis auf die gegenwärtige Zeit behauptet hat.

Nehmen wir mit Schafarik an [1]), daß sich in Europa zwei große Völkerfamilien gekreuzt haben, nämlich I. die **indoeuropäische**, bestehend 1) aus dem thrakischen (Thrakier, Griechen und Lateiner), 2) aus dem keltogermanischen (Kelten, Kimbern und Germanen) und 3) aus dem wendischen (Slaven und Lithauer) Volksstamme, und II. die **nordische**, welche 1) den iberischen Volksstamm (die Basken), 2) den uralischen (Magyaren, Finnen und Lappen), 3) den kaukasischen (Leskier — Avaren — Tscherkessen, Abasier und Grusinier), 4) den samojedischen, 5) den türkischen (Osmanen, Kirgisen, Baschkiren rc.) und 6) den mongolischen (Tartaren, Kalmyken rc.) in sich begreift; dann scheint die letztere zuerst in Europa angelangt und von der indoeuropäischen dergestalt durchbrochen worden zu sein, daß ein Theil nach dem äußersten Südwesten — in die pyrenäische Halbinsel — und ein anderer, die Finnen und Lappen, in den äußersten Norden gedrängt wurde, während der Hauptstamm sich in Kaukasien behauptet haben mag. Die drei indoeuropäischen Volksstämme scheinen fast

---

1) Slav. Alterthümer. S. 27—39.

gleichzeitig eingerückt zu sein, die Thrakier im Süden, die Keltogermanen im Norden und im Rücken beider die Slaven; sie habe wenigstens — außer den herbeigerufenen Magyaren — kein fremdes Volk zwischen sich ansiedeln lassen.

Betrachten wir nun, nach diesen Andeutungen, die von den Deutschen, den Slaven und den Magyaren gegenwärtig bewohnten Länderstrecken auf unserer Sprachkarte, so bietet uns die Form der europäischen Volksgrenzen eine beachtungswerthe Aehnlichkeit mit der des europäischen Festlandes dar. Gleichwie dieses vom Meere augenscheinlich am meisten aus Nordwesten bedrängt worden ist, indem die Gewässer von da aus die Niederungen überfluthend, überall, wo nicht hohe Felsenmauern sich ihnen entgegenstellten, keilförmig ins feste Land eingedrungen sind, und vorzugsweise in dieser Richtung Inseln und Halbinseln gebildet haben, die noch jetzt von gewaltsamen Durchbrüchen zeugen; so sehen wir schon aus der bloßen Gestalt der Sprachgrenzen, wenn uns auch keine geschichtlichen Nachrichten darüber belehrten, daß der Völkersturm von Osten her über Europa hereingebrochen ist. Das Donauthal bildet die große Völkerstraße, auf welcher Sarmaten, Hunnen und Avaren gegen Westen vorzudringen suchten. Die letzteren stürmten keilförmig durch die jetzt von den Magyaren eingenommene ungarische Ebene auf die slavische Völkermasse und drängten den einen Theil nach dem adriatischen Meere, den andern nach den Karpathen und nach den böhmischen Gebirgen, wo die fortgeschobenen Massen an der niedrigsten Stelle — durch Mähren — in den böhmischen Bergkessel eindrangen und dessen Ebene besetzten, während die Deutschen in die Berge weichen mußten, und auf den mährischen Höhen sich kaum noch inselweise zu behaupten vermochten. Man streitet bekanntlich noch immer, ob die Deutschen im Riesengebirge und in den Sudeten Urbewohner, oder germanisirte Slaven, oder auch spätere deutsche Einwanderer seien [2]). Hätten die streitenden Theile die

2) Hoser, das Riesengebirge. Prag 1841. S. 99 ff.

Mundart der dortigen Gebirgsbewohner, statt mit dem Schwedischen, mit den zunächst gelegenen östreichisch-baierischen Mundarten vergleichen wollen, so hätte sich vielleicht schon herausgestellt, daß die beiden Ufer dieses slavischen Volksstroms, deutsch Mähren bei Znaym und deutsch Schlesien westlich von Glatz und Jägerndorf, die Spuren früheren Zusammenhangs, fast eben so deutlich tragen, als die an dem Durchbruche eines Flusses sich gegenüberstehenden Felsenwände.

Der germanische Stamm ragt dann wieder keilförmig nach Italien hinüber, und wenn die Sprachgrenze gegen Frankreich diese Form weniger zeigt, so wissen wir, daß die siegreichen Franken und Burgunder sich fast vereinzelt über das ganze Land verbreiteten und bei dem Mangel einer eigenen Schriftsprache in Kurzem mit der besiegten Masse zu Einem Volke zusammengeschmolzen sind.

Könnten wir auf einer bis an die äußersten Grenzen Europa's fortgesetzten Sprachkarte noch weiter gen Westen blicken, dann würden wir in den Basken die Ueberreste der Iberer, in den Bergschotten und Irländern die der Kelten, und in der Bretagne, in Kornwallis und Wales die Nachkommen der Kimbern finden, welche die Rettung ihrer Nationalität und die dürftigen Trümmer ihrer Sprachen, die wohl einst in halb Europa gesprochen wurden, ebenfalls nur schützenden Bergen und Gewässern zu verdanken haben. —

Zweite Abtheilung.

Abgrenzung der verschiedenen deutschen Mundarten.

---

§. 10.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Ermittelung aller noch erkennbaren Grenzen im Innern des großen deutschen Sprachgebietes, die Rechtfertigung dieser Abgrenzungen durch Darlegung der Spracheigenthümlichkeit eines jeden gefundenen Sprachbezirks und die geschichtliche Nachweisung, ob irgend eine frühere Eintheilung des Landes diesen Sprachgrenzen entspreche, oder deren Entstehung erläutere, das ist die große Aufgabe, zu deren Lösung ich durch dieses Schriftchen die Geschichtsvereine Deutschlands zu veranlassen beabsichtige. Es versteht sich demnach von selbst, daß eine wirkliche Ausführung dessen, was ja erst noch geleistet werden soll, und auf eine einigermaßen befriedigende Weise auch nur durch vereinte Kräfte geleistet werden kann, hier gar nicht erwartet werden darf. Denn wer möchte sich wohl für hinlänglich befähigt halten, um der im Munde von beinah 50 Millionen Menschen lebenden deutschen Sprache, und der größtentheils noch in schwer zugänglichen Provinzial- und Familien-Archiven ruhenden deutschen Specialgeschichte ihre verborgensten Geheimnisse abzulauschen, selbst wenn ein günstiges Geschick ihm gestattete,

der Erforschung dieser Verhältnisse ein ganzes Leben unausgesetzt zu widmen?

Es soll daher in dem Folgenden nur versucht werden, einen ersten Anhaltspunkt für künftige Forschungen zu liefern und zugleich zu zeigen, wie schwankend in dieser Beziehung die meisten Angaben sind, sobald sie etwas mehr als allgemeine Umrisse geben wollen. Auf diese Weise hoffe ich, einen jeden Sachkundigen um so eher zu vermögen, daß er die etwa vorgebrachten Irrthümer berichtige und die Lücken ergänze; wobei übrigens noch ausdrücklich bemerkt werden muß, daß bei der Zersplitterung dieser Literatur, welche in allen möglichen Zeitschriften und Volksbüchlein, die häufig nicht einmal in den Buchhandel gekommen sind, zerstreut ist, eine genügende Vollständigkeit der Hülfsmittel ebenfalls erst durch die Mitwirkung der örtlichen Vereine erzielt werden kann.

Bei einer Zusammenstellung dessen, was in den angegebenen Beziehungen bereits geleistet ist, muß ich vor Allen den Meister aller mundartlichen Forschungen, den gediegenen Schmeller nennen und dabei den Wunsch aussprechen, daß sich für die Mundarten Niederdeutschlands und Mitteldeutschlands zwei Männer von gleicher Gründlichkeit und ebenso vollendeter Klarheit finden möchten. Dann würden alle noch lebenden Wurzelfasern des gesammten deutschen Sprachschatzes nicht minder sorgfältig erforscht und benutzt werden, als dieß von unsern Landsleuten Grimm und dem unermüdlichen, leider schon dahin geschiedenen, Graff hinsichtlich der schriftlichen Ueberlieferungen und der meist schon ausgestorbenen Ueberbleibsel unserer Sprache mit so glänzendem Erfolge geschehen ist. — Auch erschien es uns nicht unwesentlich, die von Schmeller mit Umsicht und Sachkenntniß gewählten Benennungen und Lautbezeichnungen möglichst beizubehalten, damit nicht auf diesem neu eröffneten Felde wissenschaftlicher Forschung alsbald durch rücksichtslose Willkühr eine Sprachverwirrung herbeigeführt werde, der in der Regel die Begriffsverwirrung auf dem Fuße folgt. An warnenden

Beispielen dieser Art fehlt es in der deutschen Literatur leider nicht.

Zu Vermeidung ähnlicher Uebelstände habe ich mich bei der Bezeichnung der einzelnen Sprachgebiete ebenfalls fast ganz an Schmeller angeschlossen, und rechtfertige deßhalb auch die Benennung der drei Hauptmundarten Deutschlands mit seinen eigenen Worten [1]: . . . . . „jede Sprache, die sich über einen etwas größern, nach Lage und Klima verschiedenen Erd-Raum verbreitet (spaltet sich) nothwendig in Mundarten und Dialekte, die zuerst bei gleichen Namen und Formen nur durch die Aussprache von einander abweichen, bald aber auch in ihren Formen und zuletzt gar in ihren Namen einander unähnlich und fremd werden.“

„So sind durch den Hauptproceß alles Werdens in der Sprache, die Aussprache, schon in grauer Vorzeit dem germanischen Sprach-Stamme zween große Seitenäste entwachsen — gegen Norden über die scandinavischen Insel-Länder hin und vermuthlich früher der Eine, der Andere gegen Süden den Alpen-Thälern zu. Der Stamm- oder Haupt-Ast ist an den Küsten der See und an den zunächst dahin führenden Wassern geblieben.“

„Dieser wird gewöhnlich der niederdeutsche oder niedere, sein südlicher, in Hochdeutschland herrschender Nachbar der hochdeutsche oder hohe, und sein nördlicher der nordische oder scandinavische Sprach-Ast oder Hauptdialekt genannt“ . . . . „Man sieht, daß dieser Ausdruck hochdeutsch hier im Gegensatz von niederdeutsch und nicht in dem beschränkten Verstande genommen ist, nach welchem man seit Adelung die Sprache blos eines Theiles von Hochdeutschland als ausschließlich hochdeutsch aufzuführen pflegt — auch nicht in dem beliebten figürlichen Sinne, nach welchem man unter hochdeutsch nur die Sprache der Hö-

1) Schmeller, die Mundarten Bayerns. München 1821. 8. S. 4 u. ff.

heren oder Gebildeten (die deutsche Schriftsprache) zu verstehen gewohnt ist."

„In sofern sich der Dialekt des oberen oder südlichen Theiles von Hochdeutschland von dem des mehr nördlichen, an das Niederland stoßenden Theiles allerdings unterscheiden läßt — soll jener als oberdeutscher, dieser als mitteldeutscher bezeichnet, unter dem Ausdruck Hochdeutsch aber sollen beide verstanden werden."

Das gesammte (rein)germanische Sprachgebiet theilt sich demnach in drei Hauptmundarten, nämlich:

1) die niederdeutsche,
2) die nordische und
3) die hochdeutsche.

Die niederdeutsche Mundart glaubt Schmeller als die ältere bezeichnen zu dürfen, weil „weder der südliche noch der nördliche Hauptdialekt mit den ältesten Dokumenten der germanischen Sprache, besonders der anderthalbtausendjährigen Bibel-Uebersetzung des Gothen-Bischofs Ulfila so sehr übereinstimmt, als der niederdeutsche (in seiner früheren Gestalt) und da sich die Eigenheiten dieses letzteren noch jetzt theilweise, sowohl durch die hochdeutschen als durch die norddeutschen Mundarten ziehen."

Das Sprachgebiet der nordischen Hauptmundart konnte auf der Karte nicht vollständig dargestellt werden, ohne den Maaßstab der Karte dergestalt zu verkleinern, daß die Deutlichkeit der Grenzbestimmungen darunter gelitten haben würde; doch darf man wohl hoffen, daß die Königl. Dänische Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen ihre Aufmerksamkeit auch diesem Gegenstande zuwenden und eine geographische Abgrenzung der nordischen Zweige unserer Gesammtsprache veranlassen wird.

Die hochdeutsche Hauptmundart zerfällt nach dem, was oben gesagt ist, wieder in zwei Abtheilungen: in die oberdeutsche Mundart und in die mitteldeutsche. Die aus der hochdeutschen Mundart, jedoch unter bedeuten-

der Einwirkung des Niederdeutschen erwachsene gemeinsame Schriftsprache, welche dann mittelst der Schrift wieder ins Leben getreten ist, und mit mehr oder weniger landschaftlichen Anklängen von dem in allen Gegenden zerstreuten Völkchen der Gebildeten gesprochen wird, soll hier zum Unterschied von den eigentlichen Volksmundarten schriftdeutsch genannt werden.

§. 11.
Abgrenzung der niederdeutschen Mundart gegen die nordische.

Die nordische Mundart scheidet sich von der niederdeutschen im Herzogthum Schleswig. Leider sind daselbst die beiden Schwestersprachen seit Jahrhunderten in einem ähnlichen Kampfe um die Oberherrschaft begriffen, wie in jüngster Vergangenheit in Belgien die holländische Mundart gegen die brabantisch-flämische ankämpfte, und wie die russische Sprache noch fortwährend die polnische zu erdrücken strebt. Politische Rücksichten haben diesen Kampf in Schleswig neuerdings so gesteigert, daß es schwer wird, ganz unparteiische Zeugen zu finden und darum ist dann auch eine ganz genaue Grenze zwischen dänisch und deutsch kaum zu ermitteln. Außerdem haben sich auf dieser Grenze nicht nur drei verschiedene Volks-Mundarten fast in einander verschoben, sondern die deutsche Schriftsprache ist selbst über die Grenzen der ihr angehörenden Mundarten in einem bedeutenden rein-dänischen Bezirke als Kirchen-, Schul- und Verwaltungssprache herrschend.

Nach dem bereits früher ausgesprochenen Grundsatze, daß bei der vorliegenden Grenzbestimmung die Familiensprache der Bewohner des platten Landes entscheidet, beginnt auf der Karte die Grenze zwischen Dänisch und Deutsch an der Widau bei Tondern, zieht sich in südöstlicher Richtung bis beinahe in die Mitte zwischen Husum und wendet sich von da wieder nordöstlich nach dem Meer-

busen bei Flensburg, so daß Tondern im dänischen, Husum, Schleswig und Flensburg im deutschen Sprachgebiete liegen [1]).

Im dänischen Sprachgebiete sind noch zwei Nebengrenzen angegeben. Die eine, von Tondern ostwärts nach dem flensburger Meerbusen, bezeichnet die Kirchen- und Schulsprache, welche im Süden dieser Linie deutsch, im Norden derselben dänisch ist. Die andere Grenze, von Wiborg nach Horsens, bezieht sich auf eine Eigenthümlichkeit, welche die dänische Volkssprache im Westen dieser Linie auszeichnet: es wird nämlich von der deutschen Sprachgrenze an bis in diese Gegend der Artikel auf deutsche Weise vor das Hauptwort gesetzt und nicht, wie im Dänischen, demselben angehängt, und man sagt demnach im südwestlichen Jütland ä Mand, der Mann, ä Barn, das Kind, statt Manden, Barnet [2]).

Diese Erscheinung deutet unstreitig auf eine schon vor Alters Statt gefundene Vermischung der deutschen und der dänischen Bevölkerung Jütlands hin; sei es nun, daß nach dem Abzuge der Angeln und Sachsen nach England, einwandernde Dänen noch eine ansehnliche Stammbevölkerung vorfanden, oder daß deutsche Einwanderungen in ursprünglich dänisches Gebiet bedeutend genug waren, um der Landessprache ein so charakteristisches Merkmal aufzuprägen. Kaiser Otto I. drang allerdings auf seinem Feldzuge gegen den dänischen König Harald Blaatand bis an den Limfiord vor und stiftete, nachdem er Harald zur Taufe genöthigt hatte, 965 die Bisthümer zu Aarhuus, Ripen und Schleswig [3]); da jedoch von besonderen deutschen Einwan-

1) Vergl. F. H. J. Geerz, Karte zur Uebersicht der Volks- und Kirchen-Sprachen im Herzogthume Schleswig. Eutin 1838. 4.

2) Christ. Paulsen, über Volksthümlichkeit und Staatsrecht des Herzogthums Schleswig. Kiel 1832. S. 5.

3) L. Roß, Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1831. S. 13.

derungen in jener Zeit nichts gemeldet wird, so läßt sich kaum glauben, daß schon durch einige Geistliche eine solche Aenderung in der Sprechweise habe bewirkt werden können.

Das Gebiet der Angeln, welche bereits im achten Jahrhundert an der Ostsee — zwischen Flensburg und Schleswig — vorkommen [4]) und noch jetzt diesen Namen behaupten, ist der niederdeutschen Sprache zugezählt worden, wiewohl daselbst eigentlich eine besondere dänische Mundart herrschen, oder vielmehr geherrscht haben soll. Geerz bezeichnet diesen Landstrich wenigstens mit »Mehr Deutsch als Dänisch« und Pfarrer Jensen in Gelting [5]) sagt: „Nehmen wir nun ferner Angeln mit seinen 48 Kirchspielen und reichlich 45,000 Bewohnern, die in Charakter und Lebensweise in manchen Beziehungen von den Dänen abweichend, dennoch vormals sich der dänischen Sprache mit etwas besonderem Dialekte durchgängig bedienten, so wird auch dieses Ländchen bald, was die Sprache betrifft, ganz deutsch sein, wie dieß schon längs der Schley der Fall ist, wo man kaum noch dänisch sprechen hört, es sei denn von ganz alten Leuten, während je weiter nach Norden hin, desto mehr die Erwachsenen unter sich Dänisch sprechen. Aber die Kinder verstehen im südlichen Angeln kein Deutsch mehr, auch hier im Kirchspiel Gelting nicht, wo doch mitunter Erwachsene es sprechen; zwischen hier und Flensburg wird es von den Kindern noch verstanden, aber nicht gesprochen, so wie auch durchgängig die Eltern sich enthalten zu den Kindern dänisch zu sprechen, aus Grundsatz, um dem hochdeutschen Schulunterricht nicht hinderlich zu sein. Dennoch tönen in dem Plattdeutsch, was gesprochen wird, anglischer Dialekt und dänische Construction durch, so wie einzelne daher entlehnte Wörter und Redensarten.“

---

4) Gebhardi, Gesch. v. Dänemark (Allg. Welthist. Thl. 32. S. 284. Anm. M.

5) Dr. H. N. A. Jensen, Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig. Flensburg 1840. S. 5.

Den Angeln gegenüber an der Küste der Nordsee zwischen Tondern und Husum und auf den benachbarten Inseln Sylt, Föhr, Amrum und einigen kleineren lebt ein nicht minder merkwürdiges Völkchen, die Nordfriesen, welche bereits vor mehr als 1000 Jahren von den Dänen unterworfen, dennoch stets eine Art von Selbständigkeit bewahrt haben und noch jetzt in beinah 40 Kirchspielen ihre eigne mit dem Angelsächsischen sehr nahe verwandte Mundart reden [6]).

Die Nordfriesen sind von den Angeln durch eine dänisch redende Bevölkerung getrennt, welche keilförmig dazwischen eingedrungen ist. Auch bei diesen macht die Germanisirung täglich größere Fortschritte, weil selbst da, bis zu der auf der Karte angegebenen Grenze, die Kirchen- und Schulsprache deutsch ist, gleichwie bei den Nordfriesen und Angeln.— Weiter südlich herrscht dann von der Ostsee bis zur Nordsee eine niederdeutsche Mundart, welche an der unteren Eider an die Mundart der Dithmarschen, mehr östlich an die holsteinsche Volksmundart grenzt. Sie ist von dem holsteinischen Niederdeutsch nur wenig verschieden.

Aus dieser Darstellung geht nun allerdings hervor, daß die gegenwärtige Sprachgrenze nicht mehr durchaus als Volksgrenze betrachtet werden kann; indessen finden wir doch zugleich, daß die Geschichte der Volksstämme sich gewissermaßen in den Grenzverhältnissen der Mundarten abspiegelt, mithin auch ein Rückschluß von diesen auf jene nicht unzulässig ist. Hätten wir auch keine so genaue Kunde von der Auswanderung der Sachsen und Angeln und von dem Vordringen der Dänen; so würde uns doch der noch vorhandene Name Angeln auf England hinweisen, und die keilförmige Sprachgrenze der Dänen das zeitweilige Uebergewicht dieses Volkes beurkunden. Daß im Süden der Eider keine Spur

---

6) Outzen Glossarium der friesischen Sprache. Kopenhagen 1831. 4. S. XI. u. XIII.

nordischer Mundart zu finden ist, liefert uns den sichersten Beleg, daß die von Karl dem Großen im Jahr 811 bestimmte Nordgrenze des deutschen Reichs eine Wahrheit gewesen und geblieben ist. Der nächste Fortschritt der Deutschen war, im Jahr 931, die Gründung der Schleswigschen Mark durch König Heinrich I., zwischen der oberen Eider, der Treen, dem Dannewerk und der Schley. Darum finden sich in diesem Landstrich nur einige wenige Spuren der zwanzigjährigen dänischen Herrschaft in einzelnen Ortsnamen, die sich hin und wieder erhalten haben. Die Grundbevölkerung war gewiß schon damals deutsch, denn die niederdeutsche Mundart daselbst ist rein, und die holsteinische Bauart der Häuser, ohne Schornstein, so wie die häusliche Lebensart überhaupt zeugt von deutschem Herkommen. Dagegen erkennt man an dem dänisch-anglischen Deutsch im Norden der Schley, sowie an dem friesischen Deutsch im Norden der Eidermündung, daß in diesem ganzen Landstriche die niederdeutsche Sprache das Uebergewicht über stammverwandte Mundarten erlangt hat. Ueber das Verdrängen der friesischen Mundart sagt Jensen (a. a. O. §. 6): „Das Friesische hat sich verloren aus Eiderstedt, von Pellworm und Nordstrand, während die Bewohner der Halligen, sowie der Inseln Amrom, Föhr und Sylt ihre alte Volkssprache beibehalten haben, neben welcher auf Föhr und Sylt aber durch die vielen Dienstboten das Dänische auch gangbar geworden, wie auch auf der Nordspitze von Sylt dänisch gesprochen wird. Auf dem Festlande ist Schobüll bei Husum das südlichste Kirchspiel, wo man das Friesische noch hört, sowie in dem angrenzenden Hattstadt. In der Landschaft Bredstedt ist mit Ausnahme der beiden östlichsten Kirchspiele Viöl und Joldelund das Friesische die herrschende Volkssprache; doch ist das Plattdeutsche nicht unbekannt und man hört es namentlich im Flecken Bredstedt und den anstoßenden Kögen. Im Tonderschen sind in Karrharde friesisch die Kirchspiele Enge (jedoch mit Ausnahme des

Dorfes Holzacker) und Stedesand, sowie ein Theil des Kirchspiels Leck (Klintum und Schnatebull) während in Leck selbst wegen des Verkehrs dänisch, deutsch und friesisch gangbar sind. Friesisch sind endlich die Tonderschen Marschharden; doch wird in Widingharde im Kirchspiel Neukirchen schon viel dänisch gesprochen, obgleich der Stamm der Einwohner friesisch ist, und in Aventoft ist das Friesische ganz vom Dänischen verdrängt" ....

Outzen, welcher den Grundstoff, oder nach seinem Ausdruck die Kette der schleswigschen Sprache für angelsächsisch hält, die durch altgothischen und altfriesischen Einschlag zu einem dänischen Gewebe geworden [7]), behauptet dabei, daß das Dänische erst seit Ende des 10. Jahrhunderts in Schleswig Eingang gefunden und allmählig die Ueberhand gewonnen habe. Sollte indessen die Bildung des Dänischen in Schleswig wirklich in eine so späte Zeit fallen, dann kann doch wohl schwerlich von einer Mischung mit der altgothischen Sprache die Rede sein! — Die Einführung des Deutschen begann mit dem Jahre 1326, als König Waldemar III. von Dänemark seinen Oheim, den Grafen Gerhard den Großen von Holstein und dessen Erben mit Schleswig belehnte, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieß Land nie wieder mit Dänemark vereinigt werden, und demnach Ein und derselbe Fürst nie Herr beider Länder sein solle. Diese Verbindung Schleswigs mit Holstein war zwar nur ein Vorspiel der erst im Jahre 1386 eingetretenen dauernden Vereinigung, und trotz der angehängten Klausel, welche bereits 1460 in Vergessenheit gerathen war, wurde das ganze Herzogthum Schleswig i. J. 1721 dem Königreiche Dänemark förmlich einverleibt. Indessen ward die deutsche Sprache fortwährend begünstigt und mitunter

---

7) N. Outzen, Ueber die dänische Sprache im Schleswigschen, als gekrönte Preißschrift zusammengedruckt mit E. C. Werlauff, über denselben Gegenstand. Kopenhagen 1819. 8. S. 5 u. 28.

nicht ohne Gewaltschritte verbreitet. Gebhardi [8]) sagt in dieser Beziehung: „die Grafen von Holstein fingen an, sich für unüberwindlich zu halten, . . . vertrauten ihre Schlösser und alle dänischen Besitzungen nur den Teutschen an, ließen durch selbige den gemeinen Mann zur Erlernung der teutschen Sprache zwingen, und das holsteinsche Recht anstatt des dänischen einführen“.... Um diese Zeit mag dann auch die deutsche Kirchensprache in ganz Südschleswig, sowohl in dem friesischen als in dem angelschen und dänischen Theile Eingang gefunden haben. Anfangs war es natürlich die niederdeutsche Mundart, in welcher daselbst geschrieben und gelehrt wurde; erst seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gewann das Schriftdeutsche die Oberhand. Jensen meldet darüber (a. a. O. §. 6): In Flensburg ward bald nach 1600 zuerst durch M. Dame zu S. Nicolai schriftdeutsch gepredigt; in Gelting predigte man 1621 und später noch niederdeutsch. Ja 1635 ward Paul Walthers „Kerken-Handbökeschen“ in Flensburg gedruckt. Dreißig Jahre später (1665) sagt dagegen Olearius in der Vorrede zu seiner Agende, daß er dieselbe deßhalb herausgegeben, weil „die meisten Pfarrer ihre Predigten und Gottesdienst nicht in niedersächsischer, sondern in hochdeutscher Sprache“ verrichteten. Auch bei diesem Uebergang ward mitunter hart verfahren: „In Ostenfeld ward 1678 der dortige Küster Hans Lammert vom Superintendenten abgesetzt, weil er nur plattdeutsch singen konnte. Um dieselbe Zeit befahl die Herzogin Maria Elisabeth dem dortigen Pastor Ingwarus Peträi bei Verlust seines Dienstes hochdeutsch zu predigen. Der Hofprediger dieser Herzogin, Volkhardus Payßen, gab sein Amt auf, weil ihm das Hochdeutsche schwer fiel und zog nach Hattstedt, wo er wohl bis an sein Ende (1679) wird plattdeutsch gepredigt haben.“ Der Königl. Generalsuperintendent

---

8) Gebhardi, Geschichte von Dänemark. Allgem. Welthist. Thl. 32. S. 594.

Stephan Klotz (1636—1668) soll die Einführung des Schriftdeutschen vorzugsweise betrieben haben.

Gegenwärtig haben nach Jensen von etwa 340,000 Schleswigern 208,000 schriftdeutsche Kirchen- und Schulsprache, und von diesen reden etwa 27,000 friesisch, 120,000 niederdeutsch, 10,000 dänisch, die übrigen dänisch und deutsch gemischt. Die dänische Kirchen- und Schulsprache herrscht bei etwa 110,000 Einwohnern und bei 22,000 werden die beiden Kirchensprachen abwechselnd gebraucht. Paulsen dagegen sagt (a. a. O. S. 4): „Es sprechen demnach von 330,000 Schleswigern auf 165 □ Meilen ungefähr 185,000 auf 100 □ Meilen dänisch, entweder allein oder neben dem deutschen, also noch viel über die Hälfte, und für ein Drittel ist die deutsche Sprache eigentlich eine ganz fremde."

§. 12.
Abgrenzung der niederdeutschen Mundart von der hochdeutschen.

Die niederdeutsche Mundart ist von der hochdeutschen durch Aussprache, Formen und Namen verschieden, und zwar in der Aussprache sowohl der Konsonanten als der Vokale [1]. Ungeachtet dieser entschiedenen Abweichungen hat man bisher geglaubt, diese beiden Hauptmundarten seien an allen ihren Grenzen durch Uebergänge gewissermaßen in ein Gemengsel zusammengeflossen.

Professor Götzinger sagt in seinem geschätzten Werke: „die deutsche Sprache und Litteratur": „ganz genau lassen sich die Grenzen zwischen beiden (Mundarten) nicht

---

1) Als Schiboleth für diese Grenzbestimmungen dient am einfachsten und sichersten die Lautverschiebung, der zufolge das Hochdeutsche die Tenues des Niederdeutschen aspirirt: z. B. statt Peerd, Lepel, deep: Pferd, Löffel, tief; statt küren, maken, Daak: chüren, machen, Dach; und statt Tyd, Water, Salt: Zeit, Wasser, Salz sagt. Aehnlich gehen die Mediä häufig in Tenues über: z. B. Burg ist Purg, dûn, Midde, Blâd, ist thun, Mitte, Blatt geworden u. s. w.

ziehen", in Hessen und am Mittelrhein ist ein Gemengsel von beiden „die Messingsprache"; und Vollrath Hoffmann, welcher die deutschen Mundarten in seinem Buche „Deutschland und seine Bewohner" ausführlich behandelt hat, schreibt ebenfalls (Thl. I. S. 649): die oberdeutsche (d. h. nach Schmellers Nennweise die hochdeutsche) Mundart herrscht von den Alpen bis an das Riesengebirge, Erzgebirge, den thüringer Wald, die Rhön, den Taunus und großentheils noch über diese Gebirge hinaus. Den übrigen nördlichen Theil nimmt das Niederdeutsche ein. Ganz genau lassen sich die Grenzen zwischen beiden nicht ziehen; denn Uebersiedelung, gegenseitiger Verkehr, Unterjochung des einen Stammes durch den andern, Vermischungen aller Art haben beide Mundarten oft durcheinander geworfen .... Oft hat sich zwischen beide Mundarten eine dritte gelagert, eine Mischung von beiden, wie in Hessen und am Mittelrhein, ein Gemengsel, das der Niedersachse sehr bezeichnend die Messing-Sprache nennt" [2].

Der Ausdruck „Messingsprache" ist in Hessen unbekannt und dürfte deßhalb wohl auch in den nächsten niederdeutschen Nachbarländern nicht häufig vorkommen. Noch weniger aber ist das von Hoffmann dargestellte Sachverhältniß, in Beziehung auf Hessen, richtig. Vielmehr scheidet sich im Norden des Landes das Hochdeutsche so scharf von dem Niederdeutschen, daß man nur bei einzelnen Grenzdörfern, wo neben der ursprünglichen Mundart auch durch Heirathen oder durch sonstige einzelne Uebersiedelungen eine andere Sprechweise hin und wieder gehört wird, allenfalls zweifelhaft seyn könnte, ob man dieselben dem hochdeutschen oder dem niederdeutschen Sprachgebiete zuzählen solle; wiewohl sich auch da meist noch ermitteln läßt, welches die Grund-

2) Die Notiz scheint von Adelung (Gesch. der deutschen Sprache S. 79) entlehnt zu sein, der jedoch diese „Messingsprache" nach Niedersachsen verlegt.

sprache ist, und welches der Eindringling. Und doch haben gerade hier, zwischen dem fränkischen und dem sächsischen Hessengau alle von Hoffmann angeführten Ursachen, als „Uebersiedelung", „gegenseitiger Verkehr" und „Unterjochung des einen Stammes durch den andern" urkundlich schon beinahe seit tausend Jahren Statt gefunden.

Der Habichtswald, die natürliche Grenze zwischen den beiden ehedem feindlichen Volksstämmen der Franken und Sachsen bildet noch heute die Sprachgrenze zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen, so daß die Diemel mit ihren Zuflüssen diesem, die Fulda dagegen bis beinah an ihren Zusammenfluß mit der Werra jenem Sprachgebiete angehört.

Die Stadt Münden selbst soll nach einer Urkunde von 1246 [3]) noch auf fränkischer Erde gelegen sein, doch wird nicht nur in der Stadt, sondern auch in den hannöverischen Dörfern zwischen Fulda und Werra niederdeutsch gesprochen.

Weiter östlich [4]) ist Hedemünden an der Werra, Friedland an der Leine, Duderstadt am Zusammenfluß der Brehme und Hahle, und Lauterberg an der Oder niederdeutsch, während die Ortschaften Gertenbach und Witzenhausen an der Werra, Ahrendshausen und Heiligenstadt an der Leine, Stadt Worbis an der Wasserscheide zwischen Wipper und Hahle, und Sachsa nicht weit von der Wasserscheide zwischen Oder und Helme zum hochdeutschen Sprachgebiete gehören.

Die Diöcesangrenzen, welche im Allgemeinen mit der

---

3) C. Ph. Kopp, Hess. Gerichtsverfassung. Cassel 1769. Thl. I. S. 17 u. 18. . . . . Civitas dicta (Gemunden) cum in terra Franconica sita sit, Jure Franconico fruitur et potitur"

4) Die Ermittelung dieser Sprachgrenze zwischen Werra und Elbe verdanke ich meinem Freunde, Dr. Kröger, in Witzenhausen.

ältesten politischen Eintheilung der Länder zusammenzufallen pflegen, können hier keinen Aufschluß über die früheren Volksgrenzen geben, weil bekanntlich in diesen Gegenden der fränkisch-sächsischen Grenze das Christenthum von Mainz aus verbreitet wurde, und deßhalb diese Diöces weit ins Sachsenland hinein reichte [5]). Dagegen ist es eine historisch-wichtige Thatsache, daß die angegebene Sprachgrenze ganz genau der Grenze zwischen den sächsisch-mainzischen Gauen Lochne und Lisgo, und den thüringisch-mainzischen Gauen Onefeld, Zurego und Helmego entspricht [6]), und liefert den Beweis, daß die gegenwärtigen Grenzen der Mundarten uns noch die alten Sitze der deutschen Völkerschaften andeuten, wie dieselben mindestens zur Zeit der Gaueintheilung bestanden.

Auf dem Harze finden wir im niederdeutschen Gebiete eine hochdeutsche Sprachinsel, bestehend aus den Ortschaften Clausthal, Zellerfeld, Widemann und Lautenthal auf der nördlichen, und Andreasberg auf der südlichen Abdachung. Wäre die Nachricht der Chronisten [7]), daß ein Franke Namens Gundelkarl unter König Heinrich I. Bergleute, zum Betrieb des Bergbaues auf dem Harze, aus seinem Vaterlande geholt habe, begründet, so wäre diese sonst auffallende Erscheinung vollständig erklärt. Wenn aber auch weder der angegebene Name noch die Zeitbestimmung vor einer strengen Kritik sollte bestehen können, so dürfen wir doch wohl als gewiß annehmen, daß mindestens in späterer Zeit eine ähnliche Einwanderung Statt gefunden habe, und daß diese Kolonisten gleichwie die oben erwähnten deutschen Bergwerkskolonien in Italien, Ungarn und Siebenbürgen ihrer eigenthümlichen Sprache und ihren väterlichen Sitten treu geblieben seien.

---

5) Wenck, Hess. Landesgesch. Thl. II. S. 274.

6) v. Wersebe, Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra. Hannover 1829. S. 4.

7) J. F. A. Kinderling, Geschichte der niedersächs. Sprache. Magdeb. 1800. S. 391.

Oestlich von Sachsa sind, soviel ich ermitteln konnte, die nördlichsten hochdeutschen Ortschaften Ellrich, Sulzhayn, Haselfeld an der Hasel, Bernrode, Mägdesprung, Ballenstädt, Hoymb, Meysdorf, Harkrode, Sandersleben, Güsten, Staßfurt, Calbe an der Saale und Barby an der Elbe. Niederdeutsch sind dagegen Benekenstein, Blankenburg, Reienstedt sammt allen an der Bode liegenden Ortschaften bis Egeln einschließlich, Gernrode, Ermsleben, Cochstädt, Salza (?).

Bevor eine historische Erläuterung versucht werden kann, muß diese Grenze erst auf einer Spezialkarte ergänzt und berichtigt werden. Es wird sich diese Mühe jedoch sicher belohnen, da man über die verwickelten Verhältnisse von Nordthüringen, Schwabengau, Hassengau und Frisonefeld noch einige Aufklärungen von den dort herrschenden Mundarten erwarten darf. Zum Zwecke solcher Forschungen möge in Beziehung auf die Gegend von Ermsleben und Aschersleben, welche fast wie eine niederdeutsche Insel im hochdeutschen Gebiet liegt, hier die Bemerkung stehen, daß diese Ortschaften zum Schwabengau gehörten, wohin ein Theil der im Jahr 568 mit den Longobarden nach Italien gezogenen Sachsen zurückkehrte und, nach wiederholten unglücklichen Treffen mit den inzwischen dort angesiedelten Schwaben, gewiß nur ein unbedeutendes Stück Land vom Sieger eingeräumt erhielt [8]).

Vom Einflusse der Saale an aufwärts bildet die Elbe bis gegen Wittenberg hin, namentlich bei Dessau, die scharfe Grenze zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch; weiter östlich ist diese Sprachgrenze nach den Mittheilungen [9]) des

---

8) Gregor. Tur. H. Franc. L. IV. c. 43. L. V. c. 15. Dom. Bouquet. T. II. p. 225. 242 u. 408.

9) Auch diese verdanke ich der gütigen Vermittlung des Hrn. Rentamtmanns Preusker in Großenhayn.

nicht ohne Gewaltschritte verbreitet. Gebhardi [8]) sagt in dieser Beziehung: „die Grafen von Holstein fingen an, sich für unüberwindlich zu halten, . . . vertrauten ihre Schlösser und alle dänischen Besitzungen nur den Teutschen an, ließen durch selbige den gemeinen Mann zur Erlernung der teutschen Sprache zwingen, und das holsteinsche Recht anstatt des dänischen einführen“.... Um diese Zeit mag dann auch die deutsche Kirchensprache in ganz Südschleswig, sowohl in dem friesischen als in dem angelschen und dänischen Theile Eingang gefunden haben. Anfangs war es natürlich die niederdeutsche Mundart, in welcher daselbst geschrieben und gelehrt wurde; erst seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gewann das Schriftdeutsche die Oberhand. Jensen meldet darüber (a. a. O. §. 6): In Flensburg ward bald nach 1600 zuerst durch M. Dame zu S. Nicolai schriftdeutsch gepredigt; in Gelting predigte man 1621 und später noch niederdeutsch. Ja 1635 ward Paul Walthers „Kerken-Handbökeschen“ in Flensburg gedruckt. Dreißig Jahre später (1665) sagt dagegen Olearius in der Vorrede zu seiner Agende, daß er dieselbe deßhalb herausgegeben, weil „die meisten Pfarrer ihre Predigten und Gottesdienst nicht in niedersächsischer, sondern in hochdeutscher Sprache“ verrichteten. Auch bei diesem Uebergang ward mitunter hart verfahren: „In Ostenfeld ward 1678 der dortige Küster Hans Lammert vom Superintendenten abgesetzt, weil er nur plattdeutsch singen konnte. Um dieselbe Zeit befahl die Herzogin Maria Elisabeth dem dortigen Pastor Ingwarus Peträi bei Verlust seines Dienstes hochdeutsch zu predigen. Der Hofprediger dieser Herzogin, Volkhardus Paysen, gab sein Amt auf, weil ihm das Hochdeutsche schwer fiel und zog nach Hattstedt, wo er wohl bis an sein Ende (1679) wird plattdeutsch gepredigt haben.“ Der Königl. Generalsuperintendent

---

8) Gebhardi, Geschichte von Dänemark. Allgem. Welthist. Thl. 32. S. 594.

Stephan Klotz (1636—1668) soll die Einführung des Schriftdeutschen vorzugsweise betrieben haben.

Gegenwärtig haben nach Jensen von etwa 340,000 Schleswigern 208,000 schriftdeutsche Kirchen- und Schulsprache, und von diesen reden etwa 27,000 friesisch, 120,000 niederdeutsch, 10,000 dänisch, die übrigen dänisch und deutsch gemischt. Die dänische Kirchen- und Schulsprache herrscht bei etwa 110,000 Einwohnern und bei 22,000 werden die beiden Kirchensprachen abwechselnd gebraucht. Paulsen dagegen sagt (a. a. O. S. 4): „Es sprechen demnach von 330,000 Schleswigern auf 165 □ Meilen ungefähr 185,000 auf 100 □ Meilen dänisch, entweder allein oder neben dem deutschen, also noch viel über die Hälfte, und für ein Drittel ist die deutsche Sprache eigentlich eine ganz fremde.“

§. 12.
Abgrenzung der niederdeutschen Mundart von der hochdeutschen.

Die niederdeutsche Mundart ist von der hochdeutschen durch Aussprache, Formen und Namen verschieden, und zwar in der Aussprache sowohl der Konsonanten als der Vokale [1]. Ungeachtet dieser entschiedenen Abweichungen hat man bisher geglaubt, diese beiden Hauptmundarten seien an allen ihren Grenzen durch Uebergänge gewissermaßen in ein Gemengsel zusammengeflossen.

Professor Götzinger sagt in seinem geschätzten Werke: „die deutsche Sprache und Litteratur“: „ganz genau lassen sich die Grenzen zwischen beiden (Mundarten) nicht

1) Als Schiboleth für diese Grenzbestimmungen dient am einfachsten und sichersten die Lautverschiebung, der zufolge das Hochdeutsche die Tenues des Niederdeutschen aspirirt: z. B. statt Peerd, Lepel, deep: Pferd, Löffel, tief; statt küren, maken, Daak: chüren, machen, Dach; und statt Tyd, Water, Salt: Zeit, Wasser, Salz sagt. Aehnlich gehen die Mediä häufig in Tenues über: z. B. Burg ist Purg, dûn, Midde, Blâd, ist thun, Mitte, Blatt geworden u. s. w.

die Abgrenzung dieser Mundart hat mir Dr. Firmenich, der Herausgeber von „Germaniens Völkerstimmen“, folgende Mittheilung gemacht, welche bei künftigen Forschungen benutzt werden kann: „Die äußerste und schärfste Grenze des Niedersächsischen (nach unserer Nennweise des Niederdeutschen) ist Erkrath, Hübbelrath in der Bürgermeisterei Gerresheim bei Düsseldorf, wo sich die niederrheinische oder kölnische Mundart, die in der Mitte des Niederdeutschen und Oberdeutschen (Hochdeutschen) steht, von der niedersächsischen scharf absondert. Zwischen der Ruhr und der Wipper läuft ein kleiner Gebirgszug, welcher das eigentliche sogenannte Rheinthal bildet (das frühere Strombett des Rheins), an dessen östlicher Seite die niedersächsische Mundart und westlich die niederrheinische gesprochen wird. Ebenso ist dieß der Fall zwischen der Wipper und der Sieg. Die Städte und Orte auf der Westseite des Gebirgszuges sprechen kölnisch (mit einigen Verschiedenheiten) und die auf der Ostseite sprechen niedersächsisch.“

Bei Gerresheim wendet sich die Sprachgrenze fast in einem rechten Winkel wieder westlich, geht über den Rhein und die Niers, berührt beinah die Maas zwischen Venlo und Roermonde, wendet sich hier abermals in einem rechten Winkel gegen Süden und stößt bei Henri Chapelle unfern Aachen auf das französische Sprachgebiet.

Es wäre sehr erwünscht, wenn die Sprachgrenze zwischen dem Herzogthum Berg und der Grafschaft Mark, unter Hervorhebung der wesentlichsten Verschiedenheiten, von einem Sprachkundigen der dortigen Gegend untersucht und festgestellt würde. Die Geographie und Geschichte Deutschlands im ältesten fränkischen Zeitraume hat von diesen Forschungen noch manchen Hülfsbeweis zu erwarten. — Daß das Rheinthal, soweit es Jahrhunderte lang von den Römern beherrscht war, eigenthümliche Sprachverhältnisse zeigen muß, ist sehr natürlich, und deßhalb die von Dr. Firmenich angegebene Sprachgrenze am rechten Rheinufer vielleicht mit

der römischen Grenzbefestigung am Niederrhein in Verbindung zu bringen. Sollten aber weitere Forschungen dazu berechtigen, daß man selbst die Entstehung der niederrheinisch-kölnischen Mundart auf die Verpflanzung der hochdeutschen Ubier in eine niederdeutsche Provinz zurückführen dürfte, dann würde man darin zugleich den sichersten Beweis finden, daß uns die Grenzen der deutschen Mundarten einen, wenn auch mehr und mehr erblindenden, Spiegel der Geschichte unseres Vaterlandes darbieten.

§. 13.
Abgrenzung der oberdeutschen Mundarten gegen die mitteldeutschen.

Bei Abgrenzung des oberdeutschen Sprachgebietes bin ich dem bei Schmeller's „Mundarten" befindlichen Kärtchen „zur geographischen Uebersicht der Mundarten Baierns" gefolgt. Danach beginnt diese Sprachgrenze am slavischen Sprachgebiete unweit der Quelle des Regens, nähert sich der Donau bei Regensburg, geht dreimal über die Altmühl, überschreitet die Wernitz nicht weit von Donauwörth und folgt dem rechten Ufer derselben bis über Oettingen; wendet sich dann westwärts, geht nördlich von schwäbisch Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, ebenfalls im Süden von Rastadt über den Rhein, und trifft nicht weit von den Saarquellen auf das französische Sprachgebiet.

Schmeller hat die bedeutendsten Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Sprache, auf die sich diese Grenzbestimmung gründet, in dem eben genannten Werke (S. 431) zusammengestellt, und unter den daselbst angegebenen Nummern so ausführlich erläutert, daß ich diejenigen Leser, welche diesen Gegenstand sprachlich zu verfolgen beabsichtigen, dahin verweisen darf. Hier genügt uns die Bezeichnung zweier Eigenheiten in der Aussprache, woran der Oberdeutsche am leichtesten zu erkennen ist; nämlich die Aussprache der

Gaumbuchstaben [1]) und die Aussprache der Vorsilben ge und be.

Was die Gaumbuchstaben betrifft, so geht die im Mitteldeutschen noch erhaltene Tenuis (vgl. S. 105 Anm. 1.) am Ende der Stammsilbe nach l, n, r, im Oberdeutschen ebenfalls in die Aspirate über; z. B. Kalk, oberdeutsch Kalch, Mark, obd. March (Schmeller 597). Am Oberrhein und Westlech lautet k auch im Anfang und in der Mitte der Wörter aspirirt; z. B. kalt wie k-halt [2]); kurz wie k-hurz; Acker wie Ack-her; Rock wie Rok-h (Schmeller Nr. 516). Der Buchstaben ch wird im Donaugebiet am Ende gar nicht ausgesprochen: euch, eu'; ich, i'; lich, li' (Schmeller 427). Dagegen verstärkt sich h am Ende und in der Mitte der Wörter in hh: z. B. nah, nahh; Vieh, Viehh; Zähre, Zahher (Schmeller 495).

Das e der Vorsilbe be wird im Oberdeutschen nur in

1) Als Schiboleth für Ober-, Mittel- und Niederdeutsch kann das Wörtchen gegen dienen, welches Oberd. gègèn, Mitteld. gejen, Niederd. jejen lautet.

2) Auch die von Schmeller gewählte Lautbezeichnung ist hier beibehalten. Vgl. Mundarten Nr. 62—99. Wörterbuch Bd. I. S. VIII. u. IX.

Demnach bezeichnet kh ein reines k mit nachfolgendem vernehmbaren Hauche (das schweizerische k, welches wir Mitteldeutschen mit kch bezeichnen würden.)

hh bezeichnet das weiche ch, welches bei den Mitteldeutschen in den Endsilben ig und lich gehört wird, wo bekanntlich g und ch in der Aussprache fast gar nicht unterschieden werden. g bezeichnet den Laut, welchen die Franzosen mit gue ausdrücken.

à oder ò ist der volle reine o-Laut;

á ist der helle französische a-Laut;

ó ist das ó der Franzosen;

é ist das gegen i schwebende e;

è das è der Franzosen;

ə das stumme e;

' deutet an, daß ein Vokal unausgesprochen bleibt;

˜ bedeutet, daß der vorhergehende Vokal durch die Nase ausgesprochen wird.

gewissen Fällen, besonders vor den Schlaglauten (b, p, g, k, d, t, z) und zwar wie ê, é oder i ausgesprochen, in andern ganz übergangen (Schmeller Nr. 211):

begehren lautet im Oberdeutschen bêgéren im Mitteld. bəgéren,
bekehren „ „ —„— bikêren „ — bəkêren,
behend „ „ —„— b.hend „ — bəhend,
belangen „ „ —„— b.langen „ — bəlangen,
besonder „ „ —„— b.sunder „ — bəsonder.

Das e der Vorsilbe ge wird in Substantiven und Adjectiven oder Adverbien im Oberdeutschen vor den Schlaglauten ebenfalls wie ê, é oder i ausgesprochen:

Oberdeutsch: Gêburt, mitteldeutsch: Gəburt,
Gépolter, Gəpolter,
Gibot Gəbot,
gétreu gətreu.

Außerdem wird es gar nicht gehört:

g.fallen gəfallen,
g.macht gəmacht,
g.standen gəstanden.

Und wenn das e vor den Schlaglauten unausgesprochen bleibt, so fällt auch das g weg:

Gebiet lautet im Oberdeutschen 'Biet,
Getraide „ „ —„— 'Traid,
Geziefer „ „ —„— 'Zifer.

Nach der Aussprache dieser Vorsilben und des Wörtleins ich würde nun aber auch noch das Nabgebiet zum Oberdeutschen gehören, und da die Mundart des Riesengebirgs unstreitig große Aehnlichkeit mit dem Oesterreichischen hat [3]), so wäre vielleicht bei einer genauern Untersuchung

3) Karl Hofer, das Riesengebirge und seine Bewohner. Prag 1841. 8. Der Gebirgsbewohner sagt z. B. (S. 103): „'s hoth gor bisa Waga ei dam wilda Geberga (es sind gar böse Wege in dem wilden Gebirge), und der Oesterreicher singt (Radlof B. I. S. 150):

„Hör i s'klan Fratzl schrain,
Gib i den Sega,
Denk, d'Mutta wird's ja fein,
Hibsch droka lega.“

die Grenze zwischen dem Oberdeutschen und Mitteldeutschen von der Wernitz nach dem Fichtelgebirge und dann längs dem Erzgebirge und dem Riesengebirge nach der Oder zu ziehen, so daß Oberschlesien noch zum oberdeutschen Sprachgebiete zu rechnen wäre. Um auf diese Untersuchungen hinzuleiten, habe ich die angedeutete Grenze von der Wernitz bis zum Fichtelgebirge als „zweifelhaft" in der Karte angemerkt.

Eine genaue Abgrenzung des Oberdeutschen von dem Mitteldeutschen ist insbesondere darum historisch wichtig, weil die Sitze der Ingävonen des Tacitus und Plinius dem niederdeutschen Sprachgebiete zu entsprechen scheinen, mithin auch die der Hermionen und Istävonen aus den beiden Hauptabtheilungen des hochdeutschen Sprachstammes vielleicht noch ermittelt werden können [4].

Hinsichtlich der Sprachgrenze an der Altmühl verdient der Umstand besondere Beachtung, daß die römische Grenzbefestigung, wie aus deren Ueberresten ersichtlich ist [5], die mittlere Altmühl ebenfalls zweimal durchschnitt, während der dritte Uebergang der Sprachgrenze, nicht weit von deren Ausflusse, sich durch die römischen Befestigungen bei Kelheim hinlänglich erklärt. Auch den vorspringenden Winkel bei Gunzenhausen an der Altmühl, wo die Castra mediana den nördlichsten Punkt des römischen Grenzwalles bildeten, finden wir in der von Schmeller angegebenen Grenze der oberdeutschen Mundart wieder.

Hier hatte sich zu Tacitus Zeiten eine den Römern befreundete Niederlassung der Hermunduren ausgebreitet, wahr-

---

4) Die wichtigen hier einschlagenden Schriften von H. Schulz („Zur Urgeschichte ꝛc."), K. Zeuß („Die Deutschen ꝛc.") und F. H. Müller („die deutschen Stämme") u. a. können erst späterhin, nach einer genauen Ermittelung der Sprachgrenzen, im Einzelnen besprochen zu werden.

5) A. Buchner, Reise auf der Teufels-Mauer. Mit Karte. Regensb. 1818. 8.

scheinlich dieselbe, welche von Domitius Ahenobarbus im ersten Jahre der christlichen Zeitrechnung im Markomannenlande angesiedelt worden war [6]), während das Stammvolk noch an der Elbe hausete. Im fünften Jahrhundert finden wir in dieser Gegend der Donau wohl dasselbe Volk als *Thüringer* wieder, und zwar nunmehr in unmittelbarer Verbindung mit den Thüringern an der Elbe, während an der Nab die Bajoaren auftreten. (Vgl. oben S. 53 ff.)

Auch bei Hall fällt die gegenwärtige Sprachgrenze fast mit den Ueberresten des römischen Pfahlgrabens zusammen, was um so bedeutungsvoller erscheint, da dieser Wall bereits in der Mitte des vierten Jahrhunderts als Grenze der *Alemannen* und *Burgunder* benutzt ward [7]); und

---

6) Tac. Germ. c. 41 . . . . „Propior, ut quomodo paulo ante Rhenum, sic nunc Danubium sequar, Hermundurorum civitas, fida Romanis, eoque solis Germanorum non in ripa commercium, sed penitus atque in splendidissima Rhaetiae provinciae colonia passim et sine custode transeunt“ . . . „In Hermunduris Albis oritur.“

Dionis Cassii fragmenta, Paris 1800 fol. pag. 7 (sec. versionem Morellii): „Domitius namque antea quidem ad hoc usque tempus regionum quae ad Istrum sunt imperium tenebat ac Hermunduros, e propria sede nescio quo pacto egressos errantesque ut aliam sibi terram quaererent, suscipiens, in parte Marcomanniae collocavit.“

7) Amm. Marcell. XVIII. 2 . . . „cum ventum fuisset ad regionem cui Capellatii vel Palas nomen est, ubi terminales lapides Alemannorum et Burgundiorum confinia distinguebant, castra sunt posita.“ Vergleicht man damit Amm. Marcell. XXVIII. 5. . . . . „Scribebatque (Valentinianus) frequenter ad eorum (Burgundiorum) reges“ . . . . „Gratanter ratione gemina Principis acceptae sunt litterae: prima, quod jam inde temporibus priscis, subolem se esse Romanam Burgundii sciunt: dein quod *salinarum finiumque caussa* Alemannis saepe jurgebant“ und Orosius VII. 32. „Hos (Burgundiones) quondam subacta interiore Germania a Druso et Tiberio adoptivis filiis Caesaris per castra dispositos ajunt in magnam coaluisse gentem. Atque etiam nomen ex opere praesumsisse, quia crebra per limitem constituta habitacula burgos vulgo vocant.“ so ist man versucht, auch diese Burgunder für einen Theil der zur Zeit des

nördlich vom Kloster Lorch, wo diese Grenzbefestigung sich fast in einem rechten Winkel gegen Norden wendet, sollen die s. g. schwäbische, fränkische und mittelrheinische Mundarten zusammenstoßen [8]). Würde sich das bei genauerer Untersuchung bestätigen, so wäre dadurch der Beweis für die Uebereinstimmung der Grenzen unserer deutschen Mundarten mit den Grenzen der deutschen Völkerschaften in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt wohl überzeugend geführt.

§. 14.

Abgrenzung der einzelnen oberdeutschen Mundarten.

Das gesammte oberdeutsche Sprachgebiet zerfällt in drei Hauptabtheilungen, welche durch die Namen alemannische, schwäbische und bairische Mundarten bezeichnet zu werden pflegen. Auf der Karte sind die von Schmeller gebrauchten Bezeichnungen: Oberrhein, Westlech und Ostlech beibehalten worden, durch welche Namen geschichtlichen Forschungen nicht vorgegriffen wird.

Schmeller erläutert diese Eintheilung mit folgenden Worten [1]): „Der erste von diesen Dialecten herrscht in seiner

---

Tiberius zwischen Main und Donau verpflanzten Hermunduren zu halten, deren Treue schon Tacitus rühmt. Wenn nämlich wirklich zu Augusts Zeiten eine Anzahl Deutscher als römische Grenzwächter angesiedelt wurde, so paßt dieß sehr gut auf jene Hermunduren des Domitius, und die Annahme einer Verschwägerung dieser Grenzer mit römischen Provinzialen, welche Orosius anzudeuten scheint, wäre dann gar nicht so abentheuerlich, als man dieß gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Jedenfalls waren die Burgunder die Gebildetsten unter den germanischen Völkern, was auf einen frühzeitigen Verkehr mit den Römern schließen läßt. Freilich ist die Etymologie nicht haltbar, da der germanische Osten ihre Heimath ist. Vgl. über ihre Nachbarschaft mit den Thüringern Procop. Goth. I. 12. (Bonn. p. 63. 5–10.)

8) Bayr. Annalen 1832. S. 92. 93.

1) Mundarten S. 6 und 7.

Entschiedenheit am Rhein und dessen Zuflüssen bis unter Straßburg hinab, wo er ein mehr mitteldeutsches Ansehen erhält, und dem nun näheren Niederdeutschen in gewissen Stücken unähnlicher wird, als er es weiter oben war."

„Der zweite ist an der Donau oberhalb des Lechs und ihren Zuflüssen zu Hause, herrscht auch im größten Theile des Neckar-Gebietes und nimmt am Main und nordwärts desselben immer mehr mitteldeutsche Aehnlichkeiten an."

„Der dritte umfaßt das ganze übrige Gebiet der Donau und ihrer Seitengewässer, so weit überhaupt deutsch gesprochen wird, während er sich östlich von einer Linie, die ungefähr in der Richtung des Lechs fortläuft, ins Mitteldeutsche hinabzieht."

„Wohl über die Hälfte des Königreichs Baiern gehört in das Gebiet dieses ostlechischen Dialektes und seine mehr mitteldeutschen Fortsetzungen im Norden der Donau, am Regen, an der Nab, Rösla, Pegnitz und am Ober-Mayn."

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß die Mundarten des Nabgebietes, des Egergebietes und Oberschlesiens, ihrem Grundcharakter nach, wohl vorzugsweise der oberdeutschen Hauptmundart angehören, und daß bei genauer Untersuchung die mitteldeutschen Anklänge darin von untergeordneter Bedeutung erscheinen dürften.

Die Eigenthümlichkeiten der oberrheinischen Mundarten sind von Schmeller (S. 432 x und y) sehr wenig berücksichtigt worden, weil Baiern nur am Bodensee in dieses Sprachgebiet etwas eingreift. Doch ergeben sich aus seinen Mittheilungen folgende drei Kennzeichen, um das Oberrheinische von dem Westlechischen zu unterscheiden:

1. Am Anfang der Wörter lautet k vor l, n, r am Westlech wie ein reines k, während am Oberrhein dasselbe auch in dieser Verbindung wie ch ausgesprochen wird, z. B. klug, was im Donaugebiet kaum aspirirt wird, lautet am Oberrhein k-klug; Kranz wie K-kranz (Schmeller Nr. 513). Ebenso wird ch dergestalt aspirirt und tief in der Kehle ge-

nördlich vom Kloster Lorch, wo diese Grenzbefestigung sich fast in einem rechten Winkel gegen Norden wendet, sollen die s. g. schwäbische, fränkische und mittelrheinische Mundarten zusammenstoßen [8]). Würde sich das bei genauerer Untersuchung bestätigen, so wäre dadurch der Beweis für die Uebereinstimmung der Grenzen unserer deutschen Mundarten mit den Grenzen der deutschen Völkerschaften in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt wohl überzeugend geführt.

§. 14.

Abgrenzung der einzelnen oberdeutschen Mundarten.

Das gesammte oberdeutsche Sprachgebiet zerfällt in drei Hauptabtheilungen, welche durch die Namen alemannische, schwäbische und bairische Mundarten bezeichnet zu werden pflegen. Auf der Karte sind die von Schmeller gebrauchten Bezeichnungen: Oberrhein, Westlech und Östlech beibehalten worden, durch welche Namen geschichtlichen Forschungen nicht vorgegriffen wird.

Schmeller erläutert diese Eintheilung mit folgenden Worten [1]): „Der erste von diesen Dialecten herrscht in seiner

---

Tiberius zwischen Main und Donau verpflanzten Hermunduren zu halten, deren Treue schon Tacitus rühmt. Wenn nämlich wirklich zu Augusts Zeiten eine Anzahl Deutscher als römische Grenzwächter angesiedelt wurde, so paßt dieß sehr gut auf jene Hermunduren des Domitius, und die Annahme einer Verschwägerung dieser Grenzer mit römischen Provinzialen, welche Orosius anzudeuten scheint, wäre dann gar nicht so abentheuerlich, als man dieß gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Jedenfalls waren die Burgunder die Gebildetsten unter den germanischen Völkern, was auf einen frühzeitigen Verkehr mit den Römern schließen läßt. Freilich ist die Etymologie nicht haltbar, da der germanische Osten ihre Heimath ist. Vgl. über ihre Nachbarschaft mit den Thüringern Procop. Goth. I. 12. (Bonn. p. 63. 5–10.)

8) Bayr. Annalen 1832. S. 92. 93.

1) Mundarten S. 6 und 7.

Entschiedenheit am Rhein und dessen Zuflüssen bis unter Straßburg hinab, wo er ein mehr mitteldeutsches Ansehen erhält, und dem nun näheren Niederdeutschen in gewissen Stücken unähnlicher wird, als er es weiter oben war."

„Der zweite ist an der Donau oberhalb des Lechs und ihren Zuflüssen zu Hause, herrscht auch im größten Theile des Neckar-Gebietes und nimmt am Main und nordwärts desselben immer mehr mitteldeutsche Aehnlichkeiten an."

„Der dritte umfaßt das ganze übrige Gebiet der Donau und ihrer Seitengewässer, so weit überhaupt deutsch gesprochen wird, während er sich östlich von einer Linie, die ungefähr in der Richtung des Lechs fortläuft, ins Mitteldeutsche hinabzieht."

„Wohl über die Hälfte des Königreichs Baiern gehört in das Gebiet dieses ostlechischen Dialektes und seine mehr mitteldeutschen Fortsetzungen im Norden der Donau, am Regen, an der Nab, Rösla, Pegnitz und am Ober-Mayn."

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß die Mundarten des Rabgebietes, des Egergebietes und Oberschlesiens, ihrem Grundcharakter nach, wohl vorzugsweise der oberdeutschen Hauptmundart angehören, und daß bei genauer Untersuchung die mitteldeutschen Anklänge darin von untergeordneter Bedeutung erscheinen dürften.

Die Eigenthümlichkeiten der oberrheinischen Mundarten sind von Schmeller (S. 432 x und y) sehr wenig berücksichtigt worden, weil Baiern nur am Bodensee in dieses Sprachgebiet etwas eingreift. Doch ergeben sich aus seinen Mittheilungen folgende drei Kennzeichen, um das Oberrheinische von dem Westlechischen zu unterscheiden:

1. Am Anfang der Wörter lautet k vor l, n, r am Westlech wie ein reines k, während am Oberrhein dasselbe auch in dieser Verbindung wie ch ausgesprochen wird, z. B. Klug, was im Donaugebiet kaum aspirirt wird, lautet am Oberrhein k-klug; Kranz wie K-kranz (Schmeller Nr. 513). Ebenso wird ch dergestalt aspirirt und tief in der Kehle ge-

sprochen, daß gleichsam ein verschlucktes a vorklingt z. B. Milch lautet in der Schweiz fast wie Mil-ach, Licht wie Li-acht.

2. au lautet in den Wörtern, wo es aus u entstanden ist, am Oberrhein noch wie û, während es am Westlech in àu übergegangen ist z. B. Haus, Westlech.: Hàus, Oberrhein: Hûs; auf, Westlech: àuf, Oberrhein: uf (Schmeller Nr. 162. 163). Dagegen lautet das ursprüngliche au am Oberrhein àu, und am Westlech àu (oder auch â) z. B. Auge, Oberrhein: Àug, Westlech: Àug (Âg); Frau, Oberrhein: Fràu, Westlech: Fràu (Frâ) (Schmeller 172. 178).

3. ei lautet in den Wörtern, wo es dem altdeutschen î entspricht, am Oberrhein noch immer i, während es am Westlech wie êi ausgesprochen wird (Schmeller 243): z. B.

Weib, Oberrhein: Wîb, Westlech: Wêib,
Zeit, Oberrhein: Zît, Westlech: Zêit.

Die Mundarten westlich vom Lech unterscheiden sich von denen des Ostlechs vorzugsweise durch zwei Eigenthümlichkeiten:

1) durch die Art, wie die Endsylbe en ausgesprochen wird: westlich wird nämlich nur das e ausgesprochen und zwar als ə, östlich nur das n, welches nach b, p, w in m übergeht z. B.

gewesen, Westlech: gwêssə̃ (gwêə) Ostlech: gwe'n,
leben, Westlech: lebə̃, Ostlech: lebm.

Vergleiche die ausführliche Behandlung dieses Gegensatzes bei Schmeller, Grammatik S. 124—135.

2) durch die Aussprache des sp und st; es lautet nämlich

Kaspar, Ostlech: Kasper, Westlech: Kaschper,
Kunst „ Kunst, „ Kunscht,
Schwester „ Schwester, „ Schweschter.

Es greifen die angegebenen Kennzeichen allerdings auch über die Grenze des oberdeutschen Sprachgebietes in das Mitteldeutsche; indessen können sie im Innern des oberdeutschen Gebietes als Unterscheidungen gelten. Nicht unwichtig für die Geschichte dürfte es übrigens sein, wenn man das

ganze Gebiet einer solchen Eigenthümlichkeit, z. B. die Gegenden, wo der Buchstabe s vor p und t wie sch ausgesprochen wird, von Ort zu Ort abgrenzen wollte. Oder sollte sich aus dem Umstande, daß (nach Schmeller 654) diese Aussprache von der Ober-Isar bis an die Vogesen und vom Spessart bis zur Saar herrscht, nicht ein Hülfsbeweis für die Ausbreitung der Alemannen am linken Rheinufer entnehmen lassen? Auf ähnliche Weise würde die Aussprache der Endsilbe en als n oder m die Verbreitung des baiuarischen Stammes gegen Nordost beurkunden; und das Gebiet des thüringischen Stammes vielleicht noch an dem diesem Volke eigenthümlichen à-Laut erkennbar sein.

§. 15.

Abgrenzung der einzelnen mitteldeutschen Mundarten.

Die größere Mannigfaltigkeit der mitteldeutschen Mundarten scheint ihren Grund darin zu haben, daß in diesen durch Berge und Wälder geschützten Ländern, welche soweit die Geschichte reicht nie von Fremden besetzt gewesen sind, jeder einzelne Volksstamm sich viel selbständiger entwickeln konnte, als in dem weiten Donauthale und in der norddeutschen Ebene. Es bietet sich daher der Forschung auch hier ein sehr belohnendes Feld. Da jedoch bis jetzt für Mitteldeutschland noch kein Schmeller erstanden ist, der mir als sicherer Führer dienen könnte, so muß ich mich auf nachfolgende Mittheilungen beschränken, die nicht einmal hinreichend waren, um darnach einigermaßen zuverlässige Grenzen auf der Karte zu ziehen.

Das ganze mitteldeutsche Sprachgebiet läßt sich — mit Ausschließung der wahrscheinlich zum Oberdeutschen gehörigen böhmischen, sächsischen und schlesischen Gebirgsmundarten — etwa in neun Gruppen vertheilen:

1) der Ober- und Mittelmain nebst Ober-Werra und Rhön, oder die s. g. fränkischen Mundarten;

fällt bei Miltenberg, wo sie über den Main geht, gleichwie bei Hall (S. 117) mit dem römischen Pfahlgraben zusammen. Als unterscheidendes Merkmal zu einer genaueren Ermittelung dieser Grenze kann (nach Schmeller a. a. O. Nr. 183 u. 586) insbesondere die eigenthümliche Aussprache der Infinitivformen dienen. Es lautet nämlich:

sehen, am Mittelmain: sà, am unteren Main: sè,
leben, am Mittelmain: làb (là), am unteren Main: lèwə;
essen, „ „ „ ass, „ „ „ èssə.

Die weitere Abgrenzung dieser Mundart ergibt sich aus der bereits angegebenen Ausdehnung der benachbarten Sprachgebiete.

2. Die sogenannte rheinische Mundart zwischen dem Rhein, dem unteren Main und der Lahn, hat das Sprachgebiet des Mittelrheins, welches sich von Rastadt bis Andernach erstreckt, wenigstens im Rheinthal, gewissermaßen durchbrochen. Die Grenze derselben ist hier noch nicht genau ermittelt; da sie jedoch in Hessen, namentlich bei Alsfeld großentheils mit der Grenze des Oberlahngaues zusammenfällt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß im Allgemeinen die beiden Lahngaue, die Wetterau, der Maingau, die beiden Rheingaue, der Niedgau, der Gau Königshundrede und vielleicht auch der Einrich dieses Sprachgebiet bilden.

3. Ueber das Sprachgebiet des Mittelrheins liegen ebenfalls keine so bestimmte Ermittelungen vor, daß eine genauere Abgrenzung der einzelnen Mundarten desselben versucht werden könnte. Es bleibt dies den betreffenden Vereinen vorbehalten. Vollrath Hoffmann (a. a. O. S. 650) hat diese Mundarten gar nicht berücksichtigt, und der Verfasser der übrigens sehr lesenswerthen Abhandlung „die Dialecte der teutschen Sprache" (Bayr. Annalen 1832 S. 85 ff.) sagt, der mittelrheinische oder niederhessische (soll heißen oberhessische) Dialect lebt zwischen dem Westerwald, Marburg, Vogelsberg, dem Dammersfeld auf der Rhön und dem übrigen Rhöngebirge, dem Spessart, über

arten Nr. 140 und 149), und wendet sich westlich von Schweinfurt gegen die Quellen der Saale, wo die Mundart der oberen Werra schon beginnt. Die Grenze dieser — der sogenannten hennebergischen — hat Hr. Professor Brückner zu Meiningen genau angegeben [2]: „Das Gebiet, das als Basis eines hennebergischen Idiotikons genommen werden muß, umfaßt die gesammte Werragegend oberhalb Breitungen, die Gegend der oberen Fulda, oberen Saale (Streu, Bahra, Milz), obere Rodach und Itz; es ist dieses auch der eigentliche Boden der althennebergischen Grafschaft. Die Sprache dieses Völkerwinkels ist zwar in ihren Grundzügen die fränkische, aber diese hat sich hier durch ein vielhundertjähriges Zusammenstoßen mit der thüringischen Sprache, durch ein nachweisbares, sehr frühes Assimiliren vieler, dem Angelsächsischen verwandter Sprachreste, und als Ausdruck eines in Rücksicht auf Boden, Sitte und Geschichte zusammengehörigen Volkslebens zu einem eigenthümlichen Dialect gebildet." .... „Die Sprachgrenze zwischen Thüringen und Franken bildet der Rennstieg oder die Wasserscheide des Thüringer Waldes von Igelshieb bis zum Inselsberg, von da aber zieht sich dieselbe, sowie der eigentliche Rennstieg, über den Rennstiegsberg längs des Thüringer Thals durch den Farrenbacher Grund nach Breitungen und von da nach dem Bless zur Rhön."

Die Mundarten der Rhön, welche mittelst des Ulsterthals mit der Werragegend, durch das Saale- und Sinnthal mit dem Main, längs der Kinzig mit der Wetterau und an der Fulda mit Niederhessen im Verkehr stehen, haben durch die Einwirkung der mehr als 1000jährigen Herrschaft des Stiftes Fulda zwar einen gewissen allgemeinen Charakter angenommen, zerfallen jedoch bei genauerer Untersuchung wahrscheinlich in die noch erkennbaren ursprünglichen Bestandtheile.

Die westliche Grenze der Mundart des Mittelmains

---

2) Brückner, Beitrag zu einem hennebergischen Wörterbuch. Meiningen 1843. 4. (Osterprogramm der dortigen Realschule.) S. 3.

fällt bei Miltenberg, wo sie über den Main geht, gleichwie bei Hall (S. 117) mit dem römischen Pfahlgraben zusammen. Als unterscheidendes Merkmal zu einer genaueren Ermittelung dieser Grenze kann (nach Schmeller a. a. O. Nr. 183 u. 586) insbesondere die eigenthümliche Aussprache der Infinitivformen dienen. Es lautet nämlich:

sehen, am Mittelmain: sà, am unteren Main: sè,
leben, am Mittelmain: làb (là), am unteren Main: lèwə;
essen, „ „ „ ass, „ „ „ èssə.

Die weitere Abgrenzung dieser Mundart ergibt sich aus der bereits angegebenen Ausdehnung der benachbarten Sprachgebiete.

2. Die sogenannte rheinische Mundart zwischen dem Rhein, dem unteren Main und der Lahn, hat das Sprachgebiet des Mittelrheins, welches sich von Rastadt bis Andernach erstreckt, wenigstens im Rheinthal, gewissermaßen durchbrochen. Die Grenze derselben ist hier noch nicht genau ermittelt; da sie jedoch in Hessen, namentlich bei Alsfeld großentheils mit der Grenze des Oberlahngaues zusammenfällt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß im Allgemeinen die beiden Lahngaue, die Wetterau, der Maingau, die beiden Rheingaue, der Niedgau, der Gau Königshundrede und vielleicht auch der Einrich dieses Sprachgebiet bilden.

3. Ueber das Sprachgebiet des Mittelrheins liegen ebenfalls keine so bestimmte Ermittelungen vor, daß eine genauere Abgrenzung der einzelnen Mundarten desselben versucht werden könnte. Es bleibt dies den betreffenden Vereinen vorbehalten. Vollrath Hoffmann (a. a. O. S. 650) hat diese Mundarten gar nicht berücksichtigt, und der Verfasser der übrigens sehr lesenswerthen Abhandlung „die Dialecte der teutschen Sprache“ (Bayr. Annalen 1832 S. 85 ff.) sagt, der mittelrheinische oder niederhessische (soll heißen oberhessische) Dialect lebt zwischen dem Westerwald, Marburg, Vogelsberg, dem Dammersfeld auf der Rhön und dem übrigen Rhöngebirge, dem Spessart, über

den Saum des Odenwaldes bis zu den Bergen von Heilbronn, der Kreich und Queich, dem Geiskopf, Ochsenkopf, Karlsberg, Donnersberg in den nördlichen Vogesen, in dem westlichen Theile des baierschen Rheinkreises und nach Lothringen bis an die Eifel." . . . "Der Mosel-siegische Dialect lebt zwischen Münster, Paderborn, dem Teutoburgerwald, Wittgenstein, dem Westerwald, Andernach, dem Hundsrück, Trier, der Eifel, Montjoie, Köln, Düsseldorf, Dortmund." Aus dem, was oben über die Abgrenzung des Niederdeutschen von dem Hochdeutschen gesagt worden ist, geht hervor, daß der Vf. nicht einmal über diese Hauptgrenze genügend unterrichtet war.

Dagegen dürften folgende Nachrichten, welche Hr. Pfarrer Bormann zu Daleyden, (der Vf. der „Beiträge zur Geschichte der Ardennen, Trier 1841") mir gütigst mitgetheilt hat, künftigen Forschern nicht unwillkommen sein: Das Hochdeutsche zieht sich durch die Eifel bis zur französischen Grenze. — Von Diedenhofen bis Montjoie und durch die ganze Eifel bis an den Rhein, finden sich durchaus keine Spuren von dem schwäbischen, flamändischen oder holländischen Dialect. . . . Ich möchte selbst bezweifeln, ob die Mundart um Aachen zum plattdeutschen zu rechnen sei. Sollten die einzelnen plattdeutschen Ausdrücke, welche man dort, in Eupen und in Corneliusmünster hört, nicht von dem benachbarten Flamändischen herrühren?

Uebrigens zeigt es sich auf das Bestimmteste in dieser Gegend, daß die Diöcesaneintheilung gar sehr auf den sprachlichen Ausdruck eingewirkt hat. Auch finden sich in den verschiedenen Hochgerichtsdistrikten charakterisirende Lokalausdrücke. Man kann demnach

a) die Luxemburgisch-Lüttichsche,
b) die Triersche und
c) die Kölnische Mundart

unterscheiden.

a) Die Luxemburgische[3]) Mundart wird gesprochen von Diedenhofen bis an den Ausfluß der Sure in die Mosel; von da längs der Sure und Oure bis Vianden einschließlich. Von da zieht sich diese abweichende Mundart fast in gerader Richtung nach Westen bis an das Wallonische. Dieselbe wird im Allgemeinen geschwind und kurz, in den Städten Luxemburg, Ettelbrück, Diekirch, Vianden, Grebenmachern und Remich aber „hervorhebend“ gesprochen. Die Grenze des eigentlich Lüttich-Luxemburgischen, denn das Gebiet der vorstehenden Mundart gehört zum Bisthum Trier, zieht sich von Vianden der Oure nach (mit Ausnahme des Oberhofs Daleyden) bis nach St. Vith, wo die drei Bisthümer sich begrenzten. Die Aussprache ist hier etwas langsam, nicht so hastig und der Ausdruck ziemlich verschieden.

Im Lüttichschen Quartier, welches die Höfe oder Hochgerichte Falkenstein, Clervaux, Daleyden, Premfeld und Thommen begreift, sagt man z. B.

Soh, wöst de waat åos,
Hei oennen am Flåos,
Wu-t- Löcht all hinnloofen,
Verwonnert zo gaafen?

während dies im Luxemburgischen heißt (vgl. Meyer S. 10):

Soh, wees de wat as
Do nieden am Flas
Wà d'Leid all hi 'laafen,
Verwonnert ze gaafen?

b) Die Triersche Mundart zieht sich von Saarlouis über den Gau (den Landstrich zwischen Mosel und Saar) längst der angegebenen Grenze des Luxemburgischen bis nach St. Vith, von da längs der Kölnischen Grenze

---

3) Proben derselben finden sich in dem mir von Hrn. Pfarrer Bormann gütigst mitgetheilten Schriftchen: H. Meyer, E Schrek ob de Letzeburger Parnassus. Letzeburg 1829. 12.

bis an den Rhein. Sie unterscheidet sich dadurch, daß die Vokale noch gedehnter und langsamer gesprochen werden, als im Lüttich-Luxemburgischen. Wenn nämlich der Luxemburger sagt: Petter (Pathe), Löder (Leiter), öch mönen (ich meine), so heißt das im Trierschen, namentlich im Gau an der oberen Saar und im Waldlande: Peeter, Laader, öch maanen. Die Anwohner der Mosel dehnen jedoch die Vokale weniger und die Städte Prüm und St. Vith haben ihre eigene Aussprache.

c) Die kölnische Mundart beginnt mit den Hochgerichtshöfen Bütgenbach, Amel und Büllingen, doch ist dieselbe von der bei Köln herrschenden Aussprache noch ziemlich verschieden.

Vier Stunden über Prüm in der Gegend von Hillesheim bis zur Aar und dem Rhein reden die Leute einen ganz eigenthümlichen Dialekt. [4]) —

Die Richtigkeit der bezeichneten Grenze zwischen den mittelrheinischen Mundarten und der kölnisch niederrheinischen von St. Vith über Stadt Kyll und Aldenau nach dem Rhein bestätigte mir ein Schreiben des Hrn. Dr. Büff zu Prüm. Herr Pfarrer Ahrent in Densborn bei Prüm, der sich schon seit Jahren mit Sammlungen zu einem Eifel-Idiotikon beschäftigt, hatte mir ebenfalls einige genauere Mittheilungen zugedacht, mancherlei Berufsgeschäfte haben ihn jedoch bis jetzt daran verhindert.

4. Die Abgrenzung der niederrheinischen Mundart ist bereits oben (S. 111) vorgekommen. [5])

---

4) Vielleicht ist dieß derselbe Landstrich, von welchem Freiherr A. v. Haxthausen (Ursprung der Verfassung in den ehemals slavischen Ländern Deutschlands. Berl. 1842. S. 25) sagt, daß daselbst die Ländereien noch als Gesammteigenthum der Gemeinde betrachtet und für eine Reihe von Jahren zur Bebauung unter die Einwohner vertheilt werden.

5) Vgl. über die Aachener Mundart das Idiotikon von Jos. Müller und Wilh. Weitz. Aachen, 1836. 8.

5. Die westerwäldischen Mundarten hat K. C. L. Schmidt in seinem bekannten Idiotikon behandelt, doch hat er die Grenzen des Bezirks, welcher ihm als Grundlage seiner sprachlichen Forschungen diente, nicht genauer bezeichnet. Ueber die Siegensche Sprache hat sich Hr. Amtmann Schenck[6]) folgendermaßen geäußert: „Der alte Siegenländer spricht in der Regel plattdeutsch; allein in dem Gebrauche sowie in der Betonung und Aussprache einzelner Wörter weichen oft die Bewohner zweier nahe beisammenliegender Ortschaften sehr von einander ab. In den Bürgermeistereien Weidenau, Wilnsdorf, Netphen, Hilchenbach, Ferndorf und in einigen Ortschaften des Kirchspiels Obersolzklau nähert sich die Sprache mehr der schnellen, kurzabgebrochenen, westphälisch-märkischen Mundart, während in den Kirchspielen Oberfischbach und Freudenberg der mehr singende, langgedehnte bergisch-niederrheinische Dialect und in der Stadt Siegen ein Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch herrscht. Die Sprache der Freiengrunder, im Kirchspiele Neunkirchen, gleicht mehr der allgemeinen Siegenschen, während die Bewohner des Kirchspiels Burbach als ein Gemisch von siegenscher und westerwälder, zu betrachten, dagegen die der Hicken mehr wetterauischer Mundart ist." Aus einer brieflichen Erläuterung des Hrn. Verfassers geht übrigens hervor, daß das Siegensche eine hochdeutsche Mundart ist, die mit dem Niederhessischen (Eder-Fulda) viele Aehnlichkeit zu haben scheint.

Noch mehr ist dieß der Fall bei der Mundart, welche an den Quellen der Eder und Lahn herrscht. Hr. Oberhofprediger Kneip zu Berleburg gab mir darüber folgende Auskunft: „Sobald man aus dem Herzogthum Westphalen, dem s. g. kölnischen Sauerland (Süderland) in das Wittgenstein-Berleburgische kommt, hört man eine ganz andere Mundart, die so wenig Aehnlichkeit mit der westphälischen hat, daß

---

6) K. F. Schenck, Statistik des Kreises Siegen. Siegen, 1839. 8. S. 32.

man sie eine andere Sprache nennen möchte. Statt dat und wat hört man das und was, das a wird aber als ein Mittellaut zwischen a und o (å) ausgesprochen." . . . „Um Laasphe spricht man die Silbe er wie ar und ar wie er aus, z. B. Mai Fra spennt izt Gern, un dàs thit se sehr garn." . . . . „Im Siegenschen, das nördlich und westlich an das Herzogthum Westphalen grenzt, unterscheidet man sich sehr von der Mundart im Wittgensteinschen." . . . „Zu Erndtebrück, einem Dorfe an der Siegenschen Grenze spricht und geht man geschwinder als in andern Wittgensteinischen Orten. Auch hat man einige ganz andere Wörter und Ausdrücke z. B. huwwe st. brauchen (holländ. hoeven, spr. hûven). Besonders merkwürdig ist es, daß sie zwo als weibliche Form von zwe gebrauchen, z. B. zwe Männer, zwo Weiber und darin niemals fehlen, ohne daß sie sich des Grundes bewußt sind."

6. Die niederhessische Mundart grenzt in der Werragegend an die thüringische, die übrigen Grenzen ergeben sich aus dem früher Gesagten. Jakob Grimm schrieb mir darüber im Jahr 1835: „In Kurhessen herrscht keine recht markirte Mundart, Niederhessen stößt in der Diemelgegend an Engern, in der Eder- und Lahngegend an Westphalen, in der Werragegend an Thüringen, in der obern Fuldagegend schon an Franken. Ein eigentlich hessischer Charakter ergiebt sich kaum bestimmt; zu suchen wäre er zwischen Melsungen, Gießen, Rotenburg und Gudensberg." Professor Hupfeld [7]) sagt von dem Niederhessischen, welches „in dem Fuldagebiet zwischen Hersfeld und Kassel, am reinsten zu Melsungen," gesprochen werde: „Es ist eine Mundart, die den Consonanten nach dem Oberdeutschen, den Vokalen

---

7) Ueber den historisch-grammatischen Werth der bessern deutschen Mundarten, hinsichtlich der Bewahrung der wichtigsten in der Schriftsprache untergegangenen Vokalunterschiede. In Jahn's Jahrbüchern für Philol. u. Pädag. Jahrg. IV. Leipzig. 1829. Bd. IX. S. 353—364.

nach dem Niederdeutschen [8]) angehört, und so beide Gebiete durch ein merkwürdiges Zwischenglied, das auf den Raum weniger Stunden beschränkt ist (denn an der Diemel wird schon niederdeutsch, so wie an der Schwalm oberdeutsch [9]) gesprochen) auseinanderhält und vermittelt."

„Ein ähnliches Mittelglied zwischen Nord- und Süddeutschland bildet das Hessenland überhaupt in Beziehung auf Sitten und Denkart."

Der Gymnasialdirektor Vilmar in Marburg, welcher schon seit Jahren zu einem Werke über die hessischen Mundarten sammelt, und gewiß ein würdiges Seitenstück zu den Schmeller'schen Arbeiten, hoffentlich recht bald, liefern wird, hält den in Oberhessen und der Grafschaft Ziegenhain, mit Ausschluß des nördlichen Theils des Amtes Frankenberg, wo sächsische Einflüsse diesen Dialekt auf das Aeußerste in die Breite drücken, und der katholischen Ortschaften (wo ein mehr fuldisch-thüringischer Einfluß zu bemerken ist), herrschenden s. g. rheinischen Dialekt, für die reinste, auch die ältesten Idiotismen bewahrende hochdeutsche (alt und mittelhochdeutsche) Mundart Hessens.

7. Die thüringischen Mundarten erwarten auch noch eine gründliche Bearbeitung. Unterdessen stehe hier eine gütige Mittheilung des mir befreundeten Bibliothekars L. Bechstein in Meiningen: „Was Thüringen betrifft, so bildet zunächst das thüringische Flachland mit der goldnen Au bis Weimar und andererseits bis Mühlhausen und Nordhausen nebst der Sondershäuser Unterherrschaft ein großes in sich abgeschlossenes Gebiet verwandter Mundarten. Von Weimar aber im Ilm- und Geragebiete waldaufwärts wird wieder anders

8) Es gilt dieß jedoch keineswegs von dem jetzt an der Diemel herrschenden Niederdeutsch, denn da sagt man z. B. statt: Hut (pileus) Haut, Haut Hut, bieten bèdon, Bohne Baune, Huhn Haun.

9) Damit bezeichnet Hupfeld hier die rheinische oder Main-Lahn-Mundart.

gesprochen bis zum Gebirgskamm. Südwärts wechselt der Thüringsche Dialekt mit dem Fränkischen, von dem er Laut und Wendungen annimmt, ist aber anders im Meininger Oberlande, wo er zum Dialekt des Frankenwaldes hinneigt, und anders im Hennebergischen Territorium. Auffallend ist's, daß oft Landesgrenzen zugleich Sprachgrenzen bilden, nicht auffallend freilich dann, wenn die Landesgrenzen theils natürliche, wie der Rennstieg oder die Werra, theils uralt sind. Im Thal der thüringischen Saale mischt sich das thüringische Idiom schon mit dem Sorbischen des nachbarlichen Vogtlandes." . . .

Was endlich

8. die Mundarten der Mittel-Elbe und

9. die Mundarten der Mittel-Oder betrifft, so bot sich keine Gelegenheit dar, genauere Mittheilungen darüber zu erlangen.

Der Vf., welcher in diesem und dem folgenden §. keinerlei Ergebniß eigener Forschung mitzutheilen hat, hofft darin eine hinreichende Entschuldigung zu finden, daß es unstreitig besser ist, Lücken aufzudecken, als dieselben mit Wahrscheinlichkeiten auszufüllen.

§. 16.
Abgrenzung der einzelnen niederdeutschen Mundarten.

Die niederdeutsche Sprache zerfällt nach Vollr. Hoffmann (Deutschland und seine Bewohner Thl. I. S. 672) „in drei Mundarten: in die eigentlich niedersächsische, in die westfälische und in die niederländische oder holländische" . . .; „die niedersächsische und die westfälische Mundart gehen mannigfach in einander über; entschieden niedersächsisch wird im Norden und Osten der Elbe gesprochen, entschieden westfälisch im Westen der Weser." Als Unterscheidungszeichen hat er die schriftdeutschen Laute û und î gewählt, welche im Niedersächsischen ô und ê, im

Westphälischen au und ei, im Niederländischen û und î lauten, z. B. Schriftd.: Buch, Fuß, rufen; lieb, Dieb, fließen.

Niedersf.:	Bôk,	Fôt,	rôpen;	lêf,	Dêf, flêten.
Westph.:	Báuk,	Fáut,	ráupen;	leif,	Deif, fleiten.
Niederl.:	Bûk,	Fût,	rûpen;	lîf,	Dîf, vlîten.

Hr. Dr. Grote in Hannover hat mir über die Grenze zwischen den von Hoffmann als Niedersächsisch und Westphälisch bezeichneten Mundarten, welche Er küstenländisch und binnenländisch nennt, und für die er das

Fürwort	mir, mich,	dir, dich,
niedersächs. od. küstenl.	mi,	di,
westph. od. binnenländ.	mek,	dek,

als entscheidendes Kennzeichen angiebt, folgende Mittheilung gemacht: Sie „liegt von Hannover ab gegen Bremen zu ungefähr zwischen Nienburg und Hoya, gegen Hamburg zu congruirt sie fast mit der Wasserscheide des Elbe- und Wesergebietes, die überhaupt, obgleich sie nur in eine völlige Ebene fällt, doch seit Jahrhunderten manche Eigenthümlichkeiten scheidet, wie sie denn auch in numismatischer Hinsicht bis auf den heutigen Tag (1841) die Grenze zwischen der Groschen- und Schillingsrechnung bildet, wie sie von 1130 bis cc. 1430 die Grenze zwischen der Denar- und Brakteatenmünze bildete.“.

Die Grenze zwischen dem Niederländischen (holländisch-flämischen) ist versuchsweise nach den mir von Hrn. Ober-Steuerrath Carvacchi zu Münster mitgetheilten Ermittelungen angegeben worden: „Die Grenze zwischen der holländischen und niederdeutschen Mundart bildet der Dollart bis zu seiner südlichsten Spitze, dann die politische Grenze, Hannover und Preußen entlang, bis unterhalb Emmerich [1]).

---

1) Diese Grenzbestimmung mag im Allgemeinen wohl richtig sein, aber es dürfte sehr zweifelhaft erscheinen, ob die gegenwärtigen Abweichungen beider Mundarten ursprünglich oder nur eine Folge der holländischen oder deutschen Kirchen-, Schul- und Verwaltungssprache dieser Gegenden seien? Vgl. Joh. Gerling, über die

An der deutschen Seite der Grenze hört man einige Stunden ins Land hinein das Niederdeutsche mehr oder weniger mit holländischen Wörtern vermengt; an der holländischen Seite dagegen keine niederdeutschen Anklänge."

Niebuhr [2]) gibt die niederländische Sprachgrenze etwas anders an, indem er Bentheim noch dem holländischen Gebiete zuweist: „Rheina liegt hart an der Ems. Hier ist schon holländische Reinlichkeit und Nettheit im höchsten Grade, auch die Sprache nähert sich der holländischen. Bis dahin hatten wir (von Osnabrück her) sehr reines Niederdeutsch gehört. Nur in Suhlingen war der Dialect fremdartig; sollten die Friesen so tief hinein gewohnt haben? Man sagte dort Dröttien Groschen" . . . (S. 15.) „Hier (in Bentheim) ist schon Alles holländisch, auch die Sprache des gemeinen Mannes" . . . . (S. 113.) Gegen Westphalen hin geht die holländische Sprache ins Niedersächsische über, gegen Norden ins Friesische.

Die genaue Abgrenzung des alten Friesenlandes, soweit dieß aus den Ueberresten dieser Sprache in der gegenwärtigen Volksmundart noch geschehen kann, würde von historischer Wichtigkeit sein. Zu suchen wäre dieselbe im Westen und Osten der Südersee, sowie zwischen der unteren Ems und der Mündung der Weser. Die auf der Karte angegebene muthmaßliche Grenze von der Ems nach dem Meerbusen der Jahde soll nur andeuten, daß im Osten der Emsmündung nach Jever hin, unzweifelhafte Reste friesischer Sprache zu finden sind. Ob die Verbindung der Ost- und Westfriesen mit den Nordfriesen in Schleswig nur mittelst der See Statt gefunden, oder ob vielleicht einst die ganze dazwischen liegende Küste von friesischen Stämmen besetzt gewesen, ist noch unermittelt.

Wir dürfen hier die saterländische Sprachinsel in

Clevische Volksmundart. Wesel 1841. 4. (Schulprogramm von 1840—41.) S. 4. Anmerk.

2) Nachgelassene Schriften. Hamb. 1842. S. 134. Diese Abweichung ist auf der Karte ebenfalls angedeutet.

einem Moore an der Leda, nicht übergehen. An dem Ufer dieses Flüßchens, welches durch zwei schiffbare Moorwasser, die Morkä und die Oh, gebildet wird, leben in drei Dörfern, Scharl, Ramsloh und Utende, etwa 2000 Seelen zum Theil in völliger Abgeschiedenheit von der Welt. Ein Moor von zwei Stunden Breite trennt sie von allen ihren Nachbarn, und nur die Männer besuchen zu Schiff des Handels wegen die benachbarten Orte. Daß unter solchen Umständen dieses Völkchen seine eigenthümliche Sprache und seine alten Sitten und Gebräuche reiner bewahrt hat, als die Bewohner der Umgegend, ist so natürlich, daß man keine Einwanderung anzunehmen braucht, um ihre sehr abweichende, angeblich altfriesische, Mundart zu erklären. Freilich sind selbst gegen diese letztere Annahme neuerdings Zweifel erhoben worden, und in soweit auch wohl nicht ohne Grund, als keine lebende Sprache Jahrhunderte lang im Gebrauch sein kann, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden; da jedoch die Einwohner des Kirchdorfs Scharl in einer Urkunde von 1400 Scharlefriesen genannt werden, so ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dort wirklich noch Ueberreste der altfriesischen Sprache finden. Es wäre deßhalb sehr zu wünschen, daß recht bald ein Sachkundiger [3]) in den Stand gesetzt werde, sowohl diese Mundart als auch die auf den Inseln Wangeroge Spikeroge u. s. w. vollkommen zu erlernen und erschöpfend zu behandeln.

---

3) An Schriften über Saterland fehlt es gerade nicht. J. G. Hoche hat in seiner „Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Bremen 1800", S. 121—248, die Sitten und die Sprache des Landes ausführlich beschrieben, aber er selbst verstand die Sprache nicht. Eben so wenig soll das im Jahre 1836 zu Franecker erschienene Werk: „Onze Reis naar Sagelterland etc. door Hettema en Posthumus", gerechten Anforderungen entsprechen. Vgl. Schaumann, Gesch. des niedersächs. Volkes. S. 462. Durch die Güte des bereits genannten Hrn. Carvacchi bin ich selbst in den Besitz schätzbarer Mittheilungen gekommen; doch darf man ohne eigene Kenntniß der Sprache bei solchen Streitfragen kein Urtheil wagen.

Von den Mundarten im Osten der alten Slavengrenze sind vorzugsweise die pommerschen Gegenstand gründlicher Untersuchung gewesen. Leider ist seit 1833 keine öffentliche Mittheilung erfolgt[4], ich kann daher nur die „Ergebnisse“ der damaligen Forschungen hier mittheilen: „Der Hauptsatz den wir gewonnen haben,“ sagte vor 10 Jahren der Berichterstatter W. Böhmer, „ist: daß in Pommern zwei gründlich verschiedene Niederdeutsche Mundarten neben einander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, eine ächte Schwester der Nordischen und Englischen Sprache, und großer Behendigkeit, Gewandtheit, Traulichkeit und Lieblichkeit fähig: die andere breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphtongen (au, ei, ai) oder nachklingenden Vokalen (a, ä, e, u. s. w.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute.“ .... „Sagt die runde Mundart, und zwar mit leichterer Betonung: de (die), Foot (Fuß), Göder (Güter), so lauten dieselben Worte in der breiten Sprache, gewöhnlich mit härterem Tone: dei, Faut, Gaudre oder Gaure.“

„Einen dritten Haupt-Dialekt anzunehmen in dem Zachaner, welcher auf dem Wege ist, den Wunsch Joseph II. (Friedrich II.) zu verwirklichen, daß jedem deutschen Worte möchte ein a angehängt werden, und welcher auch in der Mitte dies a vielfach anklingen läßt (bieta, bräka, Hoja rc. beißen, brechen, Hüter rc.) scheint noch nicht genügender Grund vorhanden, da dies sehr eigenthümliche und das ganze Lautwesen berührende Gepräge sowohl mit der runden als der breiten Rede sich zu vertragen scheint.“ ....

---

4) „Baltische Studien. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.“ Jahrg. II. Stettin, 1833. S. 139—172.

„Die geographische Lage jener beiden Mundarten scheint, wenn wir zunächst das Landvolk ins Auge fassen, von Westen nach Osten im Ganzen folgende zu sein. Auf einem großen Theile Rügens und auf einem Striche des Festlandes der von Barth über Greifswald bis mindestens in den Lieper Winkel auf Usedom reicht, herrscht die breite Mundart: in einem andern Theile Rügens, in Alt-Pommern (überall?) und östlich der Oder bis an die Madue und an die nördliche Ihne, desgleichen bei den Fluß- und Seeschiffern, dieser Gegenden die runde. Von Pyritz, Stargard, Gollnow, Camin östlich hinauf ist lauter breite Mundart, deren Härte und Schwere je nördlicher und östlicher, je fühlbarer wird; so daß, wie ein Hinter-Pommerscher Einsender uns meldet „zuletzt die liebe Sprache — ihm wie eine gute, fette, watschelnde Rügenwalder Gans vorkömmt.“

Es kann unsern Lesern nicht zweifelhaft geblieben sein, daß die s. g. runde Mundart dieselbe ist, welche Hoffmann niedersächsisch und Grote küstenländisch nennt, während die Namen breit, westphälisch und binnenländisch als gleichbedeutend betrachtet werden müssen. Auf der Karte ist nur der allgemeine Name sassisch gebraucht worden, weil die Grenzbestimmungen beider Mundarten noch zu ungewiß scheinen, um beurtheilen zu können, ob die sonst sehr bezeichnenden Benennungen, binnenländisch und küstenländisch, der Sache völlig angemessen sind.

Die Vermischung beider Mundarten in einem und demselben Dorfe (Balt. Stud. II. S. 152) erklärt sich sehr einfach durch die Geschichte der deutschen Kolonisation Pommerns; und der hin und wieder vorherrschende a-Laut in bieta ꝛc. erinnert zu sehr an die Mundarten im Riesengebirge, (Siehe oben S. 115), als daß wir dabei nicht an den Einfluß der deutschen Ur-Bevölkerung denken sollten, welche sich neben den Slaven im östlichen Deutschland behauptet zu haben scheint. In dieser Beziehung verdient die (Balt. Stud. II. S. 142) erwähnte Aussprache der Endsilbe en in hebben, näm-

lich: hebm, besonders ins Auge gefaßt zu werden, da nach Schmeller (Mundarten Nr. 576) gerade die angegebene Aussprache dieser Silbe nach den Consonanten b, p, w. den Volksstämmen im Osten des Lechs eigenthümlich ist, und demnach als eine Spur alter Stammverwandtschaft betrachtet werden darf. Ueberhaupt dürfen wir als gewiß voraussetzen, daß in dem Maaße, in welchem zuverlässige sprachliche Beobachtungen sich mehren, und die geographischen Abgrenzungen mit Gewissenhaftigkeit und Sachkunde fortgesetzt werden, auch die historischen Ergebnisse mehr und mehr an Bedeutung gewinnen.

§. 17.
Schluß.

Wenn der vorstehende Versuch, aus den gegenwärtigen Sprachverhältnissen unsers Vaterlandes eine neue Hülfsquelle für unsere älteste Volksgeschichte zu gewinnen, bei dem Leser die Ueberzeugung begründet hat, daß eine planmäßige Durchforschung des deutschen Sprachgebietes nicht nur in sprachlicher, sondern auch in geschichtlicher Hinsicht von der größten Wichtigkeit ist, dann hat der Verfasser den beabsichtigten Zweck erreicht und darf es wagen, zu Ausführung dieses Unternehmens folgende Vorschläge zu machen:

1) die gesammten Geschichtsvereine Deutschlands sollten die Ausarbeitung eines Sprachatlasses von ganz Deutschland in Gemeinschaft übernehmen, und einen jeden Bezirk, welcher als die Heimath einer eigenthümlichen Mundart betrachtet werden kann, vorläufig so genau als thunlich abgrenzen.

2) Für jedes auf diese Weise gefundene Sprachgebiet wäre wo möglich ein eingeborener Sprachkundiger zu gewinnen, dem seine Verhältnisse gestatten, diesen Landstrich Dorf für Dorf sprachlich zu erkunden, gleichwie derjenige, welcher eine vollständige Grammatik oder ein Wörterbuch irgend einer noch unbekannten Schriftsprache

schreiben will, sämmtliche Bücher, in denen dieselbe enthalten ist, erst durchlesen muß, um alle einschlagenden Materialien zu sammeln.

3) Jeder Geschichtsverein hätte außerdem eins seiner Mitglieder mit den einschlagenden historischen Forschungen zu beauftragen, und in Gemeinschaft mit den Sprachkundigen des Vereingebiets die zu Erreichung des vorgesteckten Zieles erforderlichen Maaßregeln zu verabreden.

4) Im Jahre 1844 müßte mindestens Ein Mitglied von jedem Vereine sich bei der demnächstigen Versammlung der deutschen Sprachforscher einfinden, um sich über die zu befolgenden Grundsätze, namentlich in Beziehung auf die Lautbezeichnung — wobei in einzelnen Fällen auch Notenlinien anzuwenden wären — und die zu wählenden Benennungen zu vereinbaren.

5) Unterdessen wäre in jeder Vereinszeitschrift eine möglichst vollständige Literatur über die Mundarten der betreffenden Landestheile zu liefern. Sollte es jedoch angemessener erscheinen, sämmtliche Forschungen dieser Art in Eine Zeitschrift zu vereinigen, so ist der Vf. auch erbötig, die Besorgung dieses Geschäfts vorläufig zu übernehmen, und bittet in diesem Falle nur um baldige Zusendung entsprechender Mittheilungen.

Ende.



